



Berlin, den 7. März 1903.

Die Epistel an Hollmann.

Die letzte Karnevalswoche hat uns ein Schauspiel beschert, dessen Schilberung nur einem Swift oder Laboulaye völlig gelingen könnte; Stoff zu stärkerer Satire war selbst in den Ländern der Illiputaner und Fliegenschrapper, den berühmtesten Fabelprovinzen, niemals zu finden. Der Deutsche Kaiser, der im Reich höchster Kriegsherr und in Preußen Summus Episcopus ist, hat an Herrn Friedrich Hollmann, Admiral, Mitglied des Vorstandes der Deutschen Orient-Gesellschaft, Vorsitzenden des Aufsichtsrathes der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft, einen Brief geschrieben, der für den Druck bestimmt war und gedruckt worden ist, einen langen Brief über das Modethema Babel und Bibel. Dieser Brief — richtiger: der in Briefform gekleidete Artikel — wendet sich gegen den Professor Deligsch, dessen persönliche Anschauungen schroff und spöttisch abgelehnt werden; er genügt, mit seinen disparaten Erinnerungen an Harnack, Dryander und Chamberlain, aber auch dem Anspruch der Strenggläubigen beider Bekenntnisse nicht und muß fromme Juden durch ein Hohnwort über den „Rimbus des auserwählten Volkes“ kränken. Zu erwarten war also, der Artikel werde, je nach dem Standpunkt des Betrachters, kritisiert und, wie fast alle Dilettantenversuche, über Glaubensnöthe sich mit Kompromissen hinwegzuhelfen, mehr getadelt als gelobt werden. Als Friedrich Wilhelm der Vierte, dessen Drang, die Religion „weiterzubilden“, nicht geringer war als der seines Großneffen, in einer von Radowiz ausgearbeiteten Denkschrift den Plan enthüllte, auf Zions Höhe die drei großen Kirchen Europas durch drei von einer internationalen Schutztruppe bewachte Residenten vertreten zu lassen, schüttelten nicht

nur Kesselrode und Metternich, sondern auch deutsche Protestanten die Köpfe und die Liberalen höhnten die „diplomatische Romantik“ des Herrschers. Nicht besser erging es dem König, als er später Gewissensfreiheit mit unerbittlichem Kampf gegen den Unglauben vereinen, zwischen den Wegen Hengstenbergs, Schleiermachers und Nitzschs seiner religiösen Begeisterung einen breiten Pfad bahnen wollte; die Rede, in der er die erste evangelische Generalsynode in Berlin begrüßte, weckte auf keiner Seite frohen Widerhall und mißfiel ihm selbst bald so sehr, daß er an Thile schrieb, sie sei „ein neuer Beweis, daß unser Summus Episcopus ein sehr bedenkliches Kreatureur ist“. Das war 1846. Heute weht, im deutschen Norden wenigstens, ein anderer Wind. Wenn der Kaiser die Urtheile der bourgeoisen Presse über seinen Artikel liest, dürfte er glauben, eine Großthat vollbracht, ein erlösendes Wort gesprochen zu haben, das alle Herzen, heiße und laue, höher schlagen ließ. Kaum eine Spur von Kritik; und gerade in liberalen Blättern manchmal ein Uberschwang, als sei der Menschheit neuen Heiles Kunde gekommen. Gestern wurde der Kaiser als Glaubensgenosse Delitzschs gefeiert; heute preisen die Liberalen ihn, weil er nicht ganz orthodox, die Orthodoxen, weil er nicht so liberal ist, wie sie gefürchtet hatten. Was der Monarch thut, ist wohlgethan; an Lady Milford muß man denken, die auf den Lobgesang der lokalen Zofe, der Fürst sei der schönste, der feurigste und wigigste Mann im Lande, mit kübler Ironie antwortet: „Denn es ist sein Land!“ Stolz citiren die Zeitungsschreiber den Ausspruch eines englischen Kollegen, der Kaiser sei ein geborener Journalist — andere ausländische Urtheile werden weise verschwiegen —, und an das deutsche Volk ergeht die Mahnung, seinem gekrönten Vertreter für das „herrliche Bekenntniß“ zu danken. Platos Wunsch, Philosophen auf Königsthronen erhöht zu sehen, sei jetzt, stand irgendwo, endlich erfüllt; und an Julians epideiktische Reden und Schriften wurde erinnert. Merkwürdig ist eigentlich nur noch, daß von solchem Ritt ins Reich der Alten nicht der Vergleich mit Marc Aurel heimgebracht ward. Das Wirken dieses Kaisers hinterließ in der Geschichte des Christenglaubens ja auch einen „Markstein“. Auch er fand zum Ruhm eines Höchstseligsten, Antonins des Frommen, immer neue Töne inniger Pietät. Auch er hat über Gewissensfragen geschrieben. Und wenn es auch Leute geben wird, denen die zwölf Hefte Marc Aurels höher gelten als die Epistel an Hollmann, so werden doch selbst sie dem Artikel Wilhelms des Zweiten nicht den Werth eines menschlichen Dokumentes und das Recht auf den Titel bestreiten, unter dem die feinen, nie wekkenden Aphorismen des Episteltüchlers nach seinem Tode veröffentlicht wurden: *Tá síc éautón*, — „Ueber sich selbst“.

Denn dieser Artikel entschleiert die Wesenszüge eines Menschen, den, einen Kaiser und König, ungeblendete Augen nur selten sehen; und er beseitigt eine Legende. Jahre, fast schon Jahrzehnte lang wurden uns Wunderdinge über die ganz besondere Geistesart des Prinzen, dann des Kaisers Wilhelm erzählt. Die Seele eines Mystikers sollte in ihm dem ruhslosen Spürsinn moderusten Erkenntnißdranges gesellt, fromme Inbrunst und scharfer Verstand zu nie erschautem Bunde vermählt sein. Hohe Bewunderung verdiene sein weithin reichendes Wissen, höhere noch die niemals versagende Originalität seiner Auffassung. Ob er einen Stadtbebauungsplan, einen Schiffstypus, ein Geschützmodell, ein Textbuch, den Entwurf zu einem Denkmal oder den Grundriß eines Hauses corrigire, mit Gelehrten, Künstlern, Technikern, Pfarrern oder Soldaten disputire: stets spreche, aus jedem Ton und jeder Linie, eine große, von aller herkömmlichen Gewöhnung abweichende Persönlichkeit. Die berühmtesten Forscher, hieß es, brächten aus solchen Gesprächen fruchtbar fortwirkende Anregung heim und es sei nur natürlich, daß ein Vegas und gar ein Eberlein oder Leoncavallo sich den Weisungen dieses Mitarbeiters dankbar fügten. Noch neulich sprach ja Herr Delitzsch ekstatisch vom „Adblerblick“ Wilhelms des Zweiten; und die Geniekrast des Kaisers wurde von guter Bestimmung längst nicht mehr bestritten. Nicht Jeder hörte die Botschaft gern. Manchen quälte die Frage, ob es für ein in schwieriger Lage schnell wachsendes Volk ein Glück sei, wenn auf der Staatsspitze eine so besondere, die Norm überragende Persönlichkeit schalte, ein Glück, statt der ersehnten Entfesselung allzu lange gebundener Kräfte einen Einzigen nun als Allverwalter, Allhalter zu sehen. Andere fürchteten, die vorwärts stürmende Individualität des Einzelnen müsse mit den Forderungen der Demokratie eines schlimmen Tages hart zusammenstoßen. Erst durch die ausführlichen Kunstbekenntnisse des Kaisers wurde das Legendengerüst erschüttert; leise zunächst noch. Was in seine Ohren schon aus früheren Reden gedrungen war, klang nun weiter und gab Vielen die tröstende Gewißheit, daß die Wesensfarbe des Monarchen dem Massengefühl nicht so fremd ist, wie Loblieder und Angstsprüchlein behauptet hatten. So, mit frommem Ausblick zu den ewigen Gesetzen der Schönheit und Harmonie, redeten ja die meisten gebildeten Dilettanten von der Kunst, ganz so von den Idealen, deren Zweck die Erziehung dumpfsinniger Heerdenmenschen zu christlich sittsamen, strammen Staatsbürgern ist . . . Jetzt darf die Furcht schweigen; doch auch die Panegyriker sollten die Stimmen nun dämpfen. Es ist kein alltäglicher Vorgang, daß ein Kaiser einen langen Artikel drucken läßt; geschieht es, bemüht ein solcher Herr sich gar, seines Glaubens Wurzel der

Welt zu zeigen, den Purpur zu lüften, der den Menschen in Herrscherhöhe hält, dann ist anzunehmen, das Bedürfnis der nach Aussprache drängenden Leidenschaft habe über alle hemmenden Widerstände gesiegt, und dann müssen in dieser Seelenentblühung vielleicht die feinsten, sicher die stärksten Geisteskräfte dem Auge erkennbar werden. Der Literat schreibt heute schlecht, morgen gut, je nach Stimmung und Stoff; der Monarch, der in der persönlichsten Angelegenheit des Christenmenschen vor allem Volke das Wort ergreift und sein Glaubensbekenntnis zu „ausgiebigstem Gebrauch“ weitergiebt, darf sich nicht wundern, wenn diese eine Leistung das Urtheil über sein inneres Antlitz endgiltig bestimmt. Die lautesten Hymnen der Hofsopsaunisten verhallen rasch; das Geschriebene aber bleibt. Und spät noch, wenn die deskriptive völlig der psychologischen Geschichtschreibung gewichen ist, wird der Artikel wider Delitzsch den Forscher erkennen lehren, daß nur der lebhaftere Ton des Temperamentes den zweiten Kaiser Wilhelm von der Masse des Volkes unterschied. Der Verfasser dieses Artikels mag sich eines Tages als Mann starker That, als gewaltigen Willensmenschen offenbaren; zu den großen Denkern, den Bringern neuer Vision wird künftig ihn nur die Lakaienschaft zählen.

In den „Noten und Abhandlungen“, die er dem West-Östlichen Divan „zu besserem Verständniß“ auf den Weg in die Welt mitgab, sagt Goethe: „Was dem Sinn der Westländer niemals eingehen kann, ist die geistige und körperliche Unterwürfigkeit unter seinen Herrn und Oberen, die sich von uralten Zeiten herschreibt, indem Könige zuerst an die Stelle Gottes traten. Im Alten Testament lesen wir ohne sonderliches Befremden, wenn Mann und Weib sich vor Priester und Helden aufs Angesicht niederwirft und anbetet; denn das Selbe sind sie vor den Elohim zu thun gewohnt. Was zuerst aus natürlichem frommen Gefühl geschah, verwandelte sich später in umständliche Hofsitte. Der Kotau, das dreimalige Niederwerfen, dreimal wiederholt, schreibt sich dorthier. Wie viele westliche Gesandtschaften an östlichen Höfen sind an dieser Ceremonie gescheitert!“ Heute ist der Weltofen uns nicht mehr so fern wie 1820; und was damals „dem Sinn der Westländer nicht eingehen konnte“, ist Germanen nun Alltagsereignis geworden. Am zwanzigsten Februar war der Brief des Kaisers in allen Zeitungen zu lesen. Man mußte warten. Das Geschlecht der Lessing, Fichte, Grimm kann auf deutschem Boden ja nicht ganz ausgestorben sein; irgendwo wird im engeren oder weiteren Vaterland Einer aufstehen, ein Natur- oder Kulturforscher, ein tapferer Pfarrer, und das Nöthigste sagen. Die harten, oft leidenschaftlich verdammennden Urtheile, die unter vier Augen fallen, wer-

den sich ans Licht wagen. Zwei Wochen gingen. Keiner stand auf. Aus zuckerfüßen Worten kroch da und dort mählich ein zages Bedenken hervor, ein submissiver Einwand, der im Entstehen schon Verzeihung erbat; und in der Fülle gehäufter Kränze wurde das Würmchen kaum sichtbar. Die Gelehrten schwiegen; Naturforscher, Historiker, Theologen. Herr Professor Harnack ergriff das Wort. Er hat die in der Epistel an Hollmann berührten Fragen in langen Unterredungen mit dem Kaiser durchgesprochen und fühlt solche Gnade vielleicht als Fessel. „Wohlthuend und erhebend“ nennt er die Worte Wilhelms des Zweiten, der „den Ueberzeugungen des Gelehrten volle Freiheit läßt und nicht an Machtprüche denkt“; und fordert uns auf, dem Monarchen „dankbar zu sein“. Dank und Lob scheint dem gelehrten Herrn, der als Luther des modernen Protestantismus gepriesen wird, also schon die Thatfache zu verdienen, daß der Kaiser nicht kommandirt: Das ist fortan in Deutschland zu glauben und jede dissentirende Regung werde ich ahnden; daß er nicht das Recht des Caesareopapates für sich fordert, nicht, trotz Montequieu, Thomasius und dem König Fritz, Apostaten, Haeretiker, Schismatiker mit staatlichen Strafen bedroht. So herrlich weit haben wirs im preussischen Deutschen Reich nun gebracht. Zur Klage wäre kein Grund, wenn die öffentliche mit der privaten Meinung übereinstimmte. Doch nur Feigheit, träge Bequemlichkeit und die Taktikerangst, durch Widerspruch den mächtigsten deutschen Fürsten am Ende gar einer Partei oder lüsternten Gruppe zu entfremden: sie allein lähmen den Befennermuth. Hundert Aufrechte hätten längst, tausend sonst gesagt, was zu sagen Pflicht ist: daß kein Wochenblatt und keine Tageszeitung den Artikel des Kaisers angenommen hätte, wenn er nicht mit dem ersten Namen des Reiches unterzeichnet gewesen wäre.

Giebt die Form diesem Artikel besonderen Werth? Vergebens sucht man die Einheit des Stils, ohne die keine Kunstform entstehen kann. In laute Pathetik, die am Spalier der Zahllehre wuchs, drängen sich Worte der gewöhnlichen Umgangssprache; altfränkischen Wendungen folgen Inversionen, die nur im Amts- und Geschäftsstil leider noch heimisch sind. „Es ist eben bei Delitsch der Theologe mit dem Forscher auf und davon gegangen und dient der Letztere nur noch als Folie für den Ersteren“. Die „häßliche, unorganische Bildung Ersterer und Letzterer — eine komparativische Weiterbildung eines Superlativs —“ hat Herr Wustmann oft gerügt; von der Inversion nach und“ sagt er, sie sei „für den sprachfühlenden Menschen der größte Gräuel, der unsere Sprache verunstaltet; sie geht ihm noch über Derselbe.“ Ein anderer Sag: „Delitsch erkennt die Gottheit Christi nicht an

und daher soll als Rückschluß auf das Alte Testament dieses keine Offenbarung auf Denselben als Messias enthalten.“ Eine Materie wird „angeschnitten“, „Lieblingsvorstellungen“, mit denen „heilige und theure Begriffe“ verbunden sind, werden „angerempelt“; dieser dem Studentenjargon entlehnte Ausdruck müßte in einer Abhandlung höchster Menschheitsfragen noch mehr überraschen, wenn Herr Houston Stewart Chamberlain, den der Kaiser ungemein hoch schätzt, ihn nicht vorher schon — in dem gegen Deligisch polemisirenden Vorwort zur vierten Auflage der „Grundlagen“ — in ähnlichem Zusammenhang angewandt hätte. Nicht der Form also, die nach diesen Proben wohl zu beurtheilen ist, kann die Bewunderung gelten. Ist nun der Inhalt so stark, daß er formale Mängel vergessen läßt?

In seinem ersten Vortrag hatte Herr Professor Deligisch gerufen, wir dürften nicht ruhen, bis die Religion der Propheten und des Galiläers von den babylonisch-assyrischen Vorstellungen befreit sei. Dieser Vortrag gefiel dem Kaiser und wurde „auf Allerhöchsten Befehl“ im Schloß wiederholt, damit die Herrn und Frauen am Hofe ihn lauschen könnten. Später, erzählt der Kaiser, „hatte Professor Deligisch während einer Abendgesellschaft bei uns Gelegenheit, mit Ihrer Majestät der Kaiserin und Generalsuperintendent Orhander mehrere Stunden zu konferiren und zu debattiren, wobei ich mich zuhörend und passiv verhielt.“ Was der Professor sagte, fand nicht den Beifall des Hörers. „Rebelhafte und gewagte Hypothesen; bezüglich der Person unseres Heilands entwickelte er so ganz abweichende Anschauungen, daß ich einen meinem Standpunkt diametral entgegengesetzten konstatiren mußte; auf diesem Gebiet kann ich nur dringend ihm rathen, nur sehr vorsichtig Schritt vor Schritt zu gehen und jedenfalls seine Thesen nur in theologischen Schriften und im Kreise seiner Kollegen zu ventiliren, uns Laien aber und vor Allem die Orient-Gesellschaft damit zu verschonen; vor deren Forum gehört das Alles nicht“. Danach, sollte man glauben, wurde der Professor sicher ersucht, in künftigen Vorträgen jeden Schritt ins Land der Judenchriftenlegenden zu meiden, wurde, wie höfische Sitte von je her befohl, das Manuscript des nächsten Vortrages eingefordert, ehe der Kaiser sich entschloß, mit seiner Frau hinzugehen. Der dreizehnte Januartag kam, der Vortrag wurde gehalten und wieder lasen wir, der Kaiser habe die Hand des Redners gedrückt, die Kaiserin „huldvolle Worte an ihn gerichtet.“ Neues hatte Deligisch nicht gesagt, neue „theologisch-religiöse Schlüsse und Hypothesen“ wenigstens nicht vorgebracht; nur früher Angeedeutetes unterstrichen. Dennoch wird er nun unfsanft gerüffelt. Der Kaiser, der den von ihm Kritisirten für einen „Theologen

von Fach" hält und auf diesen Irrthum die Hauptwucht seines Angriffes stützt, nennt den gestern noch vom heißesten Strahl der Sonne Beschiienenen heute ironisch den „guten Professor“, den „vortrefflichen Professor“, sieht in ihm einen Mann, dem leider der nöthige Takt, das zum Wirken ins Weite unentbehrliche Augenmaß fehle. Hier stockt der Betrachter schon. So wird der Kaiser vom Hofstaat, vom Civilcabinet, von den Ministern informirt, daß solcher Irrthum möglich ist? Daß der höchste Vertreter deutschen Geistes ein Jahr lang einen Mann durch persönliche Huld auszeichnen und ihn vor allem Volke dann schroff tadeln kann, ohne auch nur zu wissen, welcher Fakultät dieser Mann, ein Direktor der Königlichen Museen, angehört? Und der ersten folgt schnell eine zweite Frage. Der Kaiser ist nicht Theologe; Delitsch ist auch nicht, hat das seiner Wissenschaft, der Assyriologie, benachbarte Gebiet der Logoslehre und der Bibelergeße aber, unter dem Zwang der Berufspflicht, eifriger durchforscht als der gekrönte Kritiker. Weshalb darf der Kaiser nur, nicht der Professor, den der Titel doch zum Bekenner weicht, theologischen Fragen vor den aufmerkenden Volksgenossen die Antwort suchen? Dritte Frage: Wer schuf dem Professor die Resonanz? Der Kaiser. Dessen Gunsteweisen hat Delitschs erste Schrift, die sonst nicht über den kleinen Kunstkreis hinausgedrungen wäre, zu danken, daß sie in sechzehntausend Exemplaren verbreitet wurde. Ueber Jesus Christus hat Delitsch öffentlich bisher nicht gesprochen; in den Bereich der christlichen Dogmatik will ich, sagt er, mich nicht eindringen. Nur aus dem Artikel des Kaisers wissen wir, daß der Professor „die Gottheit Christi nicht anerkennt“; hier, heißt es dann weiter, „hört der Assyriologe und forschende Geschichtschreiber auf und der Theologe mit allen seinen Licht- und Schattenseiten setzt ein“. Ist diese Abgrenzung richtig? Nein. Theologos nennt man Einen, der Geschichte und Wesen seines Gottes, seiner Götter zu ergründen sucht; wo der Glaube an die Inspiration der mosaischen Bücher und an den göttlichen Ursprung des Galiläers geschwunden ist: da gerade, wird Manchen dünken, hört der Theologe auf und der „forschende Geschichtschreiber setzt ein“. Die schlimmste Sünde des Professors rügt der Kaiser in dem Satz: „Er hat in sehr polemischer Weise sich an die Offenbarungsfrage herangemacht und dieselbe mehr oder minder verneint bezw. auf historisch rein menschliche Dinge zurückführen zu können vermeint. Das war ein schwerer Fehler.“ Nur in einer „puren wissenschaftlichen Versammlung von Theologen“ dürfe Solches geschehen, nur „ein gewaltiges Genie sich an solche That heranwagen.“ Stauend vernehmen wirs. Delitsch hat gesagt: „Es läßt sich kaum eine größere

Verirrung des Menschengewisses denken als die, daß man die im Alten Testament gesammelten unschätzbaren Ueberreste des althebräischen Schriftthumes in ihrer Gesamtheit Jahrhunderte lang für einen religiösen Kanon, ein offenbartes Religionbuch hielt.“ Das soll Laien, soll den Patronen einer Orientalistengesellschaft wie eine gefährliche Entdeckung verborgen werden? Die Mahnung kommt um mindestens zwei Jahrhunderte zu spät. Schon Pierre Bayle hat in seinem Dictionnaire das Vertrauen in die Unfehlbarkeit der Hebräerbibel mit leisem, doch nachhallenden Spott angetastet und — schon er in dem Artikel über Babelon — gefragt, ob die Menschen wirklich so früh nach der Sintfluth, wie die „Heilige Schrift“ lehrt, Astrologen gewesen sein könnten. Jean Astruc, des Sonnenkönigs Leibchirurg, fand, der Pentateuch sei „aus sehr verschiedenartigen Quellschriften zusammengestellt“. Die französischen Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts wehrten sich gegen die Ueberschätzung des Alten Testaments, das allzu lange den Wahn genährt habe, die Christensittlichkeit sei dem dunklen Stamm des Judenthums entsprossen. Im neunzehnten Jahrhundert wurden die Ergebnisse wissenschaftlicher Bibelkritik Gemeingut aller Gebildeten. Ein paar Beispiele. Goethe (in den vorhin schon erwähnten Notizen zum Divan): „Kein Schade geschieht den Heiligen Schriften, so wenig wie jeder anderen Uebersetzung, wenn wir sie mit kritischem Sinn behandeln, wenn wir aufdecken, worin sie sich widerspricht und wie oft das Ursprüngliche, Bessere durch nachherige Zusätze, Einschaltungen und Akkommodationen verdeckt, ja, entstellt worden.“ In „Zwei biblische Fragen“: „Es ist wahrscheinlich — und sich glaube, es irgendwo einmal gelesen zu haben —, daß das fünfte Buch Moses in der babylonischen Gefangenschaft zusammengestoppelt worden sei.“ Im „Brief eines Pastors“: „Ich weiß nicht, ob man die Göttlichkeit der Bibel Einem beweisen kann, der sie nicht fühlt; wenigstens halte ich es für unnöthig. Denn wenn Ihr fertig seid und es antwortet Euch Einer wie der savoyische Vikar: ‚Es ist meine Schuld nicht, daß ich keine Gnade am Herzen fühle,‘ so seid Ihr geschlagen und könnt nichts antworten, wenn Ihr Euch nicht in Weitläufigkeiten vom freien Willen und von der Gnadenwahl einlassen wollt, wovon Ihr doch, Alles zusammengenommen, zu wenig wißt, um davon disputiren zu können“. Kant räth, vom blinden Glauben an den Judenthums sich zur Naturforschung zu befehlen oder „vor dem Richterstuhl der Religion eine feierliche Abbitte zu thun“. Schleiermacher bestreitet, daß die „alttestamentlichen Schriften“ Offenbarungen Gottes sind: „die neutestamentlichen sind als Norm für die christliche Lehre

zureichend". Noch einmal Goethe über die Biblia Israelis: „Diese Schriften stehen so glücklich beisammen, daß aus den fremdesten Elementen ein täuschendes Ganzes entgegentritt; sie sind vollständig genug, um zu befriedigen, fragmentarisch genug, um anzureizen, hinlänglich barbarisch, um aufzufordern, hinlänglich zart, um zu besänftigen". Lagarde: „Paulus hat uns das Alte Testament in die Kirche gebracht, an dessen Einfluß das Evangelium, so weit Dies möglich, zu Grunde gegangen ist". Renan: La fausse simplicité du récit biblique, l'horreur exagérée qu'on y remarque pour les grands chiffres et les longues périodes ont masqué le puissant esprit évolutionniste qui en fait le fond; mais le génie des Darwin inconnus que Babylone a possédés il y a quatre mille ans s'y reconnait toujours. Schon er also sah die Schriftspur babylonischen Geistes. Herr Dr. Windler in Helmolds Weltgeschichte: „Das Judenthum ist nicht in Juda ausgebildet worden, sondern hat seine Entwicklung und seine Ausbreitung erst auf dem Boden der weiten altorientalischen Kultur errungen. Wie uns die Bibel jetzt vorliegt, ist sie das Werk später Zeit. Die Eigenart der im Alterthum befolgten Quellenbenutzung gestattet uns aber, die Bücher in ihre einzelnen Quellen zu zerlegen, so daß wir im Stande sind, die Zeugen zu trennen und gegen einander zu verhören". Der ungenannte Verfasser einer für sozialdemokratische Leser bestimmten, seit zwölf Jahren weithin verbreiteten Exegese: „Die Bibel ist heute allgemein als Menschenwerk anerkannt und kein wissenschaftlich Gebildeter nimmt den heuchelnden oder bornirten Pfaffen ernst, der den ihm von der hohen Staatsregierung anvertrauten Schäflein gegenüber noch den alten Köhlerglauben von der ‚Offenbarung Gottes‘ vertritt.“ Schopenhauer und Niezsche, Semler, Strauß, Bauer, Bender, Max Müller und Jacolliot, die Philosophen von Fernely und Sanssouci, Schrader, Maspero, Noldeke wurden nicht erwähnt; und doch ist der Beispiele fast schon zu viel. Nur ein frommer Katholik, ein Führer des Centrums, sei noch citirt; in der Rede „über die Aufgaben der katholischen Wissenschaft“ sagte der Freiherr von Hertling: „Die historisch-kritische Forschung will die Glaubwürdigkeit des Ueberlieferten prüfen und sie hat, wir leugnen es nicht, manches früher als glaubwürdig Hingenommene als Legende erwiesen.“ Das durfte vor zehn Jahren ein Günstling des Vatikans in der Görres-Gesellschaft aussprechen. Jetzt aber soll es ein „schwerer Fehler“ sein, daß in der Deutschen Orient-Gesellschaft ein Philologe den Glauben an die Inspiration der Judenbibel eine Verirrung genannt hat. Der Kaiser hat hundert Exemplare von Chamberlains „Grundlagen“ verschenkt; in diesem populären, nicht für die Theologen-

zunft geschriebenen Buch wird der religiöse und ethische Werth der Thora viel geringer als in Delitzsch's Vorträgen geschätzt; in diesem Buch steht der Satz: „Selbst der Jude, sobald er die Sehnsucht nach Weltanschauung verspürt, wendet sich mit Spinoza und Mendelssohn vom Alten Testament hinweg.“ Wilhelm der Zweite kann nicht zweifeln, daß dieses Buch „Lieblingsvorstellungen angerempelt“ hat. Vielleicht erklären die Hofpanegyristen uns nächstens, warum ein gelehrter Orientalist sündigt, wenn er thut, was vor ihm, unter dem Beifall des Kaisers, ein geistreicher Dilettant thun durfte.

Bis hierher hat der Kaiser also gesagt: Wer in der Bibel ein fehlbares Menschenwerk sieht, soll diese Ansicht nicht vor „einem großen, allgemeinen Publikum“ aussprechen. Das hat schon der Hauptpastor Goetze verlangt; und Lesing hat ihm geantwortet: „Wer gegen die Religion schreiben will, soll nicht anders als lateinisch schreiben dürfen, damit der gemeine Mann nicht geärgert werde.“ Der einfache Bibliothekar fügte sich nicht; mit Recht. Wenn Alles, was Erkenntniß und Gewissen gegen „heilige und theure Begriffe“ zu sagen trieb, auf den engen Kreis zünftiger Theologen beschränkt geblieben wäre, dann hätte der Menschheit nie ein Luther gelebt.

Doch der Kaiser — der uralter Theologendialektik die Lehre von den zwei Offenbarungen entnimmt — unterscheidet selbst im Alten Testament inspirirte von „rein menschlich historischen“ Abschnitten. „Der Akt der Gesetzgebung am Sinai kann nur symbolisch als von Gott inspirirt angesehen werden“. Moses wollte das lockere Gefüge seines Volkes festigen und frischte „altbekannte, möglicher Weise dem Kodex Hammurabis entstammende Gesetzesparagraphen“ wieder auf. Sehr glaublich; so haben nicht im Orient nur es die Herrscher gemacht und immer haben sie sich dabei auf die Erleuchtung berufen, die ihnen vom Himmel her kam. Denn den von Gottes Gnade Geweihten gehorchen die Völker gern. Warum aber soll gerade diese Stelle, nicht jede andere, symbolisch zu nehmen sein? Und wie denkt der Kaiser sich die ihm heilige Schrift entstanden? Wer von Glauben und Skepsis sich zugleich den Weg weisen läßt, wird nicht weit kommen; in trübes Halbdunkel höchstens. Ist die Bibel „Gottes geoffenbartes Wort“, dann darf man ihr nicht mit Messer und Sonde nahen; enthält sie, wie der Kaiser meint, „eine große Anzahl von Abschnitten, welche rein menschlich historischer Natur sind“, dann wird die fortschreitende Kritik die Zahl dieser Abschnitte früh oder spät noch vergrößern und von dem „geoffenbarten Wort“ wird nichts übrig bleiben. Eine der frömmsten Stunden im Leben Vichtenbergs war die, da er im Traum sich von einem „verklärten Alten“ vor die Aufgabe gestellt wähnte, den In-

halt eines Buches chemisch zu untersuchen. Dem Träumer wurde in seinem Laboratorio bang. „Der Inhalt eines Buches ist ja sein Sinn; und chemische Analyse wäre hier Analyse von Lumpen und Druckerschwärze. Als ich einen Augenblick nachdachte, wurde es auf einmal hell in meinem Kopf und mit dem Licht stieg unüberwindliche Schamröthe auf. O, rief ich lauter und lauter, ich verstehe! Unsterbliches Wesen, vergieb mir! Ich fasse Deinen gütigen Verweis“. Mild fand er sich dafür bestraft, daß er mit untersuchendem Stahl die Erdschicht zersplittert hatte. Hoftheologen sollten den Traum zu deuten versuchen.

Der Kaiser glaubt „an einen, einigen Gott, der, um das Menschengeschlecht weiter zu führen und zu fördern, sich bald in diesem großen Weisen oder Priester oder König offenbart, sei es bei den Heiden, Juden oder Christen. Hammurabi war einer, Moses, Abraham, Homer, Karl der Große, Luther, Shakespeare, Goethe, Kant, Kaiser Wilhelm der Große.“ Wirklich: „Kaiser Wilhelm der Große.“ Mancher von uns, stand in den Daily News, würde zögern, seine Verwandten in die Gesellschaft Moses und Shakespeares zu bringen. Der gute alte Wilhelm, der nicht König bleiben, nicht Kaiser werden wollte, den Bismarck zu jedem wichtigen Schritt drängen mußte und der weder vom Heiligen noch vom Genie einen Blutstropfen hatte, würde sich gewiß am Meisten wundern, wenn er sich neben Kant genannt hörte, — neben dem „Alleszermalmer“, der in der Menschheitsgeschichte mehr bedeutet als sämtliche Hohenzollern und noch ein Duzend großmächtiger Dynastien dazu. Wo sind die Tage des West-Östlichen Divans? Das Bürgerthum des Denkervolkes hat gegen die Heroenliste des Kaisers nicht protestirt. Und diese Liste bleibt doch, selbst wenn man den Großvater wegstreicht, merkwürdig genug. Den Modebabylonier Hammurabi wollen wir den Keilschriftgelehrten überlassen, die selbst noch nicht viel von ihm wissen. Abraham hat in Egypten nicht gerade eine Heldenrolle gespielt. Als er an die Grenze des Pharaonenreiches kam, sprach er zu seinem Weibe Sara (1. Mose 12): „Siehe, ich weiß, daß Du ein schön Weib von Angesicht bist. Wenn Dich nun die Egypter sehen, werden sie sagen: Das ist sein Weib; und werden mich erwürgen und Dich behalten. Lieber sage doch, Du seiest meine Schwester, auf daß mirs desto besser gehe.“ Und ihm geht es gut: Sara wird in den Harem des Pharaos gebracht, der um ihretwillen dem Bruder Gutes thut. „Und Abraham hatte Schafe, Kinder, Esel, Knechte und Mägde, Eselinnen und Kamele.“ Saras Frauenreiz hat Abrahams Wohlstand erkaufte. Handeln so die Empfänger göttlicher Gnade, dann sollte das deutsche Strafgesetz arme, von keiner Glorie erhellte Menschenkinder milder behandeln. Duldsam ist der „eine, einzige Gott“.

an den der Kaiser glaubt. Er offenbart sich in Homer (der uns seit Wolfs Tagen keine Person ist): und durch die Jahrtausende tönt das Lied von Griechenlands schönen Göttern, die nicht Jahwe, nicht Jesus ein Wohlgefallen sein können. Er offenbart sich in Luther: und der Doktor Martinus zerreißt das Band, das den Weltwesten in der Gemeinschaft eines vom höchsten Herrn inspirirten Glaubens einte. In Goethe: und der entgotteten Natur wird die herrlichste Hymne angestimmt, die je in ein Menschenohr klang; zu den Hypsistariern zählt sich der Dichter, die keiner geschichtlichen Religion angehören, sondern aus allen das Beste für ihr eigenes geistiges Leben fruchtbar machen wollten; einen „decidirten Nicht-Christen“ nennt er sich, die Lehre von Christo „so ein Scheinding“, das ihm schwer mache, ihr Object lieb zu behalten; da er in Venedig den Palmensonntag erlebt, hofft er, „von den Leiden des guten Mannes auch einigen Vortheil zu haben“. Und welcher Denker traf den Thron des biblischen deus ex machina mit härterem Hammer als Kant?

Das Alles ist als persönliches Glaubensbekenntniß zu respectiren — ob eines Landpastors oder eines Kaisers, bleibt in diesem Fall einerlei —, führt unsere Erkenntniß aber nicht um eines Fußes Breite vorwärts. Es ist der Ausdruck eines frommen Utilitarismus, der in der Religion das nützlichste Werkzeug der Staatsraison sieht. „Wir Menschen brauchen, um Gott zu lehren, eine Form, zumal für unsere Kinder.“ So hat manche ehrwürdige Familienmutter sorgend gedacht. So dachte Jung-Stilling; alles Gute, was ihm begegnete, schrieb er unmittelbarer göttlicher Einwirkung zu. Goethe wollte von solcher „göttlichen Pädagogik“ nichts hören. Und Goethe wird vom Kaiser zweimal als Zeuge citirt. Das Alles ist unorganisch; den Theilen fehlt das geistige Band, das sie zum Ganzen knüpfte. Das Genie stammt von Gott; Hammurabis und Homers, Karls und Luthers. „Das direkte Eingreifen Gottes läßt das Volk wiedererstehen, das mit eiserner Konsequenz den Glauben an einen Gott als Heiligstes betrachtet.“ Hier „beginnt das staunenswerthe Wirken, Gottes Offenbarung.“ Also ist Israel auserwählt, höchsten Ruhmes würdig und von den Juden kam der Menschheit das Heil? Nein. „Es schadet nichts, wenn viel vom Nimbus des auserwählten Volkes verloren geht.“ In dieses Dunkel fällt kein erleuchtender Strahl. *Tá eis éautón*: über sich selbst, seines Wesens Art hat der Kaiser uns Klarheit geschafft; sein Denken kennen wir nun und wissen, wie er die Welt anschaut. Er wird von tausend Jungen gelobt. Denn er ist Kaiser.

In Bacons Apophthegmensammlung ist eine lehrreiche Geschichte zu lesen. „Ein Philosoph, der mit dem Kaiser Hadrian stritt, that es nur schwach.

Ein Freund, der dabei gewesen war, sagte später zu ihm: Mich dünkt, im Streit mit dem Kaiser wärs Du nettisaf Dir selbst nicht hiesaf; saf jogar häre besser zu antworten vermodt. Der Philosoph aber sprach: Willst Du im Ernst, daß ich mit Einem streite, dessen Wink dreißig Regionen beficht?“ Herr Professor Harnack braucht vor keinem Caesar Augustus zu zittern; der Anblick der Majestät hat aber auch ihm wohl den Willen zurüchhaltloser Wahrheit gelähmt. Das nur könnte seine halbdunklen Sätze erklären. Er glaubt nicht an „die landläufigen Vorstellungen von der Inspiration des Alten Testaments“; aber man soll heute nicht plötzlich durch die Gassen schreien, „mit dem Alten Testament sei nun nichts mehr los.“ Heute? Peter Abälard, der Doctor Palatinus, ist seit acht Jahrhunderten tot, lebt allen Zweiflern seit achthundert Jahren. „Rund und freudig“, sagt Herr Professor Harnack, „werden sich alle evangelischen Christen zu dem Schlußsaz des kaiserlichen Schreibens bekennen: ‚Nie war Religion ein Ergebnis der Wissenschaft, sondern ein Ausfluß des Herzens und Seins des Menschen aus seinem Verkehr mit Gott‘. Die Theologie unterschreibt diesen Sag.“ Hat ihn, vor und nach Lessings Fragmenten, irgendwo, irgendwann ein nicht Stockblinder bestritten? Auch von den Offenbarungen und von der Gottheit Christi spricht Harnack. „Es giebt keine Offenbarungen durch Dinge. Die Offenbarungen Gottes in seiner Menschheit sind die Personen, vor Allem die großen Personen. Sofern nun auch für die Wissenschaft die großen Personen an ihrer Individualität und Kraft ihr Geheimniß haben, ist die Eintrachtformel zwischen Glauben und Wissen, so weit möglich, hergestellt“. Diese spottbilligen Sätze deckt der berühmteste Name der modernen Theologie. Dürfen wir, fragt der Dogmenforscher weiter, von der Gottheit Christi sprechen? „Gottmenschheit ist auch im Sinn des alten Dogmas die einzig korrekte Formel. Das paulinische Wort: ‚Gott war in Christus‘ scheint mir das letzte Wort zu sein, das wir sprechen dürfen, nachdem wir uns langsam und schmerzlich von dem Wahn antiker Philosophen befreit haben, als könnten wir die Geheimnisse von Gott und Natur, Menschheit und Geschichte durchdringen“. Wahn, Alles ist Wahn. Kein Geheimniß entriegelt sich unserem Drang. Und das letzte Wort unserer Weisheit ist: Gott war in Christus. Wieder meldet sich die Erinnerung an Goethe. „Der Professor ist eine Person, Gott ist keine.“ Und an die Stelle aus dem Brief des Landpastors, den der decidirte Nicht-Christ schreiben ließ: „Ich halte den Glauben an die göttliche Liebe, die vor so vielen hundert Jahren unter dem Namen Jesus Christus auf einem kleinen Stückchen Welt eine kleine Zeit als Mensch herumzog, für den einzigen Grund meiner Seligkeit; ich subtilis-

sire die Materie nicht; denn da Gott Mensch geworden ist, damit wir arme Kreaturen ihn möchten fassen und begreifen können, muß man sich vor nichts mehr hüten, als ihn wieder zu Gott zu machen.“ Ist solches Stammeln der Einfalt nicht stärker, als Stab für tastende Seelen brauchbarer als das paulinische Wort? Umsonst; spurlos — schon Cassalle sah es seufzend — zog der Kranichschwarm durch die Luft, echoes verhallte Alles, was, von Herder bis auf Helmholtz, helle Köpfe der Erkenntniß gewonnen hatten.

Noch andere Erinnerungen werden wach. Hundertunddreißig Jahre sind vergangen, seit Lessing an seinen Bruder schrieb: „Mit der Orthodoxie war man, Gott sei Dank, ziemlich zu Rande; man hatte zwischen ihr und der Philosophie eine Scheidewand gezogen, hinter der eine jede ihren Weg fortgehen konnte, ohne die andere zu hindern. Aber was thut man? Man reißt diese Scheidewand nieder und macht uns, unter dem Vorwande, uns zu vernünftigen Christen zu machen, zu höchst unvernünftigen Philosophen. Flickwerk von Stämpern und Halbphilosophen ist das Religionssystem, das man jetzt an die Stelle des alten setzen will; und mit weit mehr Einfluß auf Vernunft und Philosophie, als sich das alte anmaßt. Und doch verdenkst Du mir, daß ich dieses alte vertheidige? Was gehen mich die Orthodoxen an? Ich verachte sie eben so sehr wie Du; nur verachte ich unsere neumodischen Geistlichen noch mehr, die Theologen viel zu wenig und Philosophen lange nicht genug sind. Ich bin von solchen schalen Köpfen auch sehr überzeugt, daß, wenn man sie aufkommen läßt, sie mit der Zeit mehr tyrannisiren werden, als es die Orthodoxen jemals gethan haben. Ich sollte nicht von Herzen wünschen, daß ein Jeder über die Religion vernünftig denken möge? Laß mir aber doch nur meine eigene Art, wie ich Dieses wirken zu können glaube. Und was ist simpler als diese Art? Nicht das unreine Wasser, das längst nicht mehr zu brauchen ist, will ich beibehalten wissen: ich will nur nicht, daß man es ohne Bedenken weggieße, und sollte man auch das Kind hernach in Mistjauche baden. Und was ist sie anders, unsere neumodische Theologie, gegen die Orthodoxie als Mistjauche gegen unreines Wasser?“ So agrarisch roh redete man damals; eine neue Kultur sollte deutschem Boden entkeimen und der Gedanke an Düngemittel lag nah. Jetzt ist der Acker öde, über Herbststoppeln pfeift der Wind sinnlose Lieder, die Kulturkeime sind verweht; aber die Rede — ein stärkender Trost! — hat sich verzierlicht. Doch wenn Lessing schon, der Grobian, dessen Denken hoch über den Häuptern unserer Zeitungstheologen das Licht suchte, vergessen sein muß: warum auch der sanftere Schleiermacher? Der war ja pastoral höflich, machte den lieben Landsleuten

wirklich einen neuen Schleier, rosenroth, daß die Sonne hold gedämpft hindurchscheine. Und dennoch: wo ist seine „Unsichtbare Kirche“, deren Kanzel Vernunft und Freiheit stützen sollten? Versunken und vergessen. Harnack herrscht. Er hat einen Satz des apostolischen Glaubensbekenntnisses Jahre lang eifrig bekämpft und kämpft nun mit dem selben edlen Eifer dafür, daß Christus fortan nicht Gott, höchstens Gott-Mensch, am Besten „von Gott erfüllt“ genannt werde. Man sieht: der Führer der modernen Theologie regt sich, nach eines Prinzen Rath, nicht ohne großen Gegenstand. Zwischen Christenlehre und Europäerleben hat ein Abgrund sich aufgethan: und der neue Luther streitet um Worte und Titel. Vor seiner Gelahrtheitzüge Lessing sicher den Hut; über die letzten und höchsten Fragen aber würde er, lieber als mit dem Professor, mit dem Bischof Korum von Trier disputiren, der auf's Ganze geht und nicht um ein Loth hadert, nachdem er das Pfund gläubig eingesteckt hat. Und der einfache Bibliothekar hätte wiederum Recht. Gegen die Orthodorie mag man sechten; gefährlicher als sie, viel gefährlicher sind die pseudoliberalen Versuche, Morsches mit neumodisch lackirten Balken zu stützen und müde Mythen auf Staatskrücken forthumpeln zu lassen. Das

..... αγια των ναδικατα ην Νάκην Σοισγεντ η gut verkommen.

. . . Nach vielen unbeantworteten noch eine Frage, der leicht die Antwort zu finden ist. Warum starb Babel der Menschheit, der die Bibel noch lebt? Weil das Mischvolk, das wir Israel heißen, keinen Staat mitzuschleppen, seine religio keinem Staat zu verfrohenen hatte; weil sein Glaube ihm Heimath war, Tempel, Feststätte und Gefängniß, Vaterland und Kultur; weil Moses nicht „zumal an die Kinder“ dachte, sondern Einrichtungen schuf, die dem Volksbedürfniß einer bestimmten Stunde genügten. Im Reich Hammurabis und Sargons scheint es nach jüngstem Bericht anders gewesen zu sein. Und bei uns? „Die Religion soll dem Volk erhalten werden.“ Als ob man erhalten könnte, was längst aus loser Wurzel gerissen ward! Die Ergebnisse der Forschung sollen dem „großen, allgemeinen Publikum“ verborgen bleiben. Als ob eine neue Wahrheit, und wenn sie geknebelt würde, unter dem tausendzackigen Szepter des Demos nicht aus der Fessel spränge und durch die Gassen liefe! Auch bei uns giebt es Fromme. Schon der leise Zweifel, der sacht den verwitternden Offenbarungsglauben bekrleicht, ist ihnen ein Aergerniß. Wenn sie dann aber dem Aufsichtsrath der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft präsidiren, lassen sie Gott einen guten Mann sein und horchen auf die Dynamogeräusche der amerikanischen Konkurrenz. Babel hatte eine ausgebildete Technik, die alle Nachbarnationen in seinen Dienst zwang; in der Bibel lebt eine Kultur.

Was die Boruffologen in viertausend Jahren wohl finden werden? Maschinenecke, Kanonenrohre und die Epistel Guilelmi Nepotis an Hollmann.

Das britische Transvaal.*)

Anten in Südafrika ist eine kleine Welt in Trümmer zer schlagen worden. So wills das Gesetz der Entwicklung, sagt man uns. Wozu nach den zufälligen Ursachen und Wechselwirkungen fragen? Auch ein fattes Weltreich muß nach Brot gehen, um für die Zukunft zu sorgen. Und der Besitzschein in der Tasche ist mehr werth als das schwanke Bewußtsein wirthschaftlichen Einflusses. Raublust, Eroberungssucht, Weltmachtstoller? Nein: der englische Imperialismus ist nicht die bloße Ausgeburt ernerischen Herrscherwahnsinnes. Er ist die Form, in die einer Weltmacht Wucht den leyten Schluß unserer heutigen Staatsweisheit — „wirthschaftlicher, kultureller und politischer Einheitstaat“ — geprägt hat. Unkenntniß oder tendenziöse Darstellung der südafrikanischen Verhältnisse ließen uns England nicht immer gerecht werden. Sittliche Empörung, Gefühlseingement und die Abneigung innerlicher Andersartung sind ein schlechter Anwalt der Objektivität. Nicht vergessen darf werden, daß die Ursachen einer berechtigten Entrüstung zum Theil an dem herausfordernden Verhalten gelegen haben, von dem wir uns nicht ganz freisprechen können. Die deutsche Volksseele hat sich für eine Sache eingesetzt, die sie nur mittelbar berührte. Die Rückwirkung auf die Tausende von Deutschen und die Milliarden deutscher Werthe, die in der Welt der englischen Beziehungen ein nationales und wirthschaftliches Stück von uns bilden, ist leider nicht ausgeblieben. Die Stellung unserer überseeischen Volksgenossen hat namentlich in Südafrika unter der Leidenschaftlichkeit deutscher Parteinahme gelitten. Hoffent-

*) Während des Transvaal'krieges haben einzelne Leser in diesen Blättern den lauten Widerhall kritikloser Burenbegeisterung vermißt; einzelne nur. Das Bedauern, daß die Gelegenheit, Großbritanniens Macht durch den wirksamen Einspruch einer Koalition zu schwächen, versäumt wurde, genügte ihnen nicht; sie wollten jeden Buren als einen Haxard, jeden Briten als ein Schesfal dargestellt sehen. Und da fast die ganze Presse kein aufklärendes, kein auch nur leise abmahnendes Wörtchen durchsichern lieh, konnten sie eine Weile glauben, hier würden die Vorgänge, die in dem großen Trauerspiel agirenden Menschen im Dienst einer Tendenz gefärbt. Daß sie irrten, haben sie inzwischen selbst wohl eingesehen. Chamberlains Reise schon, die Aufnahme, die er fand, die Erfolge, die er heimtrug, die völlige Abkehr des Volkes von Krüger, Ritchie's südafrikanische Popularität: das Alles hat bewiesen, welche Zerrbilder uns lange vors Auge gestellt worden waren. Die folgende Schilderung eines Deutschen, der die Ereignisse in der Nähe sah, wird den Lesern der „Zukunft“ zeigen, daß der Standpunkt, von dem aus hier die Historie und deren Helden betrachtet wurden, nicht falsch gewählt war.

lich gleichen sich die Gegensätze wieder so weit aus, daß unser eigener Wirthschaftskörper nichts davon zu spüren bekommt. Die englischen Kolonien sind eins unserer wichtigsten Absatzgebiete. Ein gutes Verhältnis zu England ist also neben einer politischen Forderung auch eine Brotfrage für Deutschland.

Das mit Drahtgittern und Blockhäusern besäte Transvaal unter Kriegsgefeß und Paßzwang ist kein Land für den Vergnügungreisenden. Materielle Ansprüche muß man vertagen und keine unfruchtbaren Betrachtungen über den Werth des Geldes anstellen. In achtundvierzigstündiger ununterbrochener Fahrt legt der Postzug die 1014 Englische Meilen betragende Strecke zwischen Kapstadt und Johannesburg zurück. Angenehmer kann man kaum reisen. Kaum aber ungemüthlicher hausen, als es der letzte Ankömmling in einem überfüllten Hotel Johannesburgs muß. Für eine luft- und lichtarme Mansarde und eine Küche, die selbst meinem anspruchslosen Magen widerstand, wurde 1 Pfund Sterling pro Tag nicht zu viel gefunden. Die halbe Flasche Bier kostete 2 Shilling. Und froh genug war ich noch, ein Unterkommen gefunden zu haben, denn die wenigen dem Verkehr geöffneten Hotels genügten dem Andrang nicht.

Johannesburg bedeckt eine Fläche von 6 Englischen Quadratmeilen. In sechs Jahren ist es im werthlofefsten Theil des Landes als Wunder moderner Entwicklung auf Goldgrund emporgeschossen. Ueber langgestreckte Hügel und Thäler breitet sich ein gelbgraues, grün durchsetztes Häusermeer aus, gegen das der Witwatersrand seine Schote in die Lüfte streckt. Von erhöhtem Standpunkt aus mildert der Ausblick auf die von Waldstreifen durchzogene Hügelsteppe die Mächtigkeit dieses Hintergrundes. Auf den felsigen Hängen des nördlich vorgelegerten Höhenzuges reiht sich dagegen Villa an Villa, inmitten sauberer Gartenanlagen, von schlanken Eukalypten und düsteren Cyressen fast erdrückt. Weit in das braune Land hinein ziehen sich dunkle Wälder gegen Pretorias Berge hin. Hunderte von Quadratmorgen umfassen sie, sind oft parkartig von Alleen durchschnitten und zeugen von dem Unternehmungsgeist, der mit dem Gold hier eingezogen ist. Im Inneren der Stadt kreuzen sich gerade, kilometerlange Straßen. Der nimmer ruhende Höhenwind wirbelt im Winter die feine gelbe Erde, die sie bedeckt, zu undurchdringlichen Staubmassen auf. Um so schädlicher für Augen und Lunge, als sie mit den pulverisirten Minenrückständen ver-

mengt sind, die sich in der Nachbarschaft der Stadt zu weißen Bergen aufhäufen. Vergebens kämpft der Sprengwagen gegen diese Plage an, die den Aufenthalt unerträglich machen kann. Unter den Regengüssen des Sommers verwandeln sich die Staubbahnen in Inöckeltiefe Moraste.

Johannesburg trägt den Charakter seiner Entstehung: die Anlage hat einen großen Zug; leichtes Baumaterial; Ausdehnung in die Breite; spekulatives Vorgehen. Daneben die bekannten Gegensätze rascher Entwicklung: der Bankpalast an der Seite der Wellblechbude und das Kaufhaus neben der Schnapsbude.

In diesem wirthschaftlichen und politischen Brennpunkt Transvaals waren buriſch nur: die Verwaltung und sieben vom Hundert seiner Bewohner. Die Initiative, die Johannesburg schuf, das Material, aus dem es erbaut, die Intelligenz, von der es getragen, das Kapital, das die Milliarden ins Rollen gebracht, und dreiundneunzig unter hundert Köpfen seiner Bevölkerung: Alles war fremden, überwiegend englischen Ursprunges. Eine Bauernregierung über diesem Treibhaus der Kultur muthete wie ein geschichtlicher Widersinn an. Mein Eindruck von Johannesburg war ein Staunen darüber, daß der wirthschaftlichen die politische Eroberung nicht schon früher gefolgt war. Englische Zweckdarstellung hat Ohm Krüger und Die um ihn schwärzer gemacht, als sie waren. Sie boten kein unverrückbares Bollwerk gegen den Fortschritt, wohl aber einen schwerchleifenden Hemmschuh. Ihr Wirthschaftshorizont war der veränderten Lage nicht gewachsen. Die latente englische Gefahr nährte ein Mißtrauen, das sich auch gegen berechnete Forderungen sträubte. Die Nothwendigkeit eines Systemwechsels ergab sich nach verschiedenen Richtungen hin.

Die Fortschrittsfreunde drängten an das Staatsruder und die uneigennütigen oder auch futterneidischen Elemente wandten sich gegen die Krüger-Elite, die sich am Staat lange genug gemästet hatte. Die Intelligenz-Anleihe bei Holland trug zur Erbitterung gegen die Regierung bei. Die Eindringlinge bemächtigten sich der fettesten Posten und sahen verächtlich auf das dumme Bauernvolk herab. Man hatte oben eingesehen, daß der Bauernverstand an einigen Stellen doch der Ergänzung bedurfte. Bei England wollte man aus naheliegenden Gründen nicht borgen; so wandte man sich an das Stammland. Mit welchem Enderfolg, lehrt die diplomatische Wirksamkeit des vielgewandten Dr. Leyds, des typischsten Vertreters des Neuholländerthums im alten Trans-

vaal. England griff zu, bevor der Anbruch einer neuen Aera ihm die Hauptwaffe aus der Hand gewunden hätte. Sicher wäre die Transvaalfrage unter einer zum Fortschritt bereiteren Regierung noch nicht brennend geworden. Auf wie lange sie vertagt werden konnte, ist schwer zu sagen. Mit Zeit allein war aber schon Vieles gewonnen. Wie leicht konnte ein Weltreich mit den vielen Reibungsflächen des englischen durch Verlegenheiten in einem anderen Erdtheil für das südafrikanische Riesenunternehmen gelähmt werden!

Gunstwirtschaft und Korruption nahmen, wie in fast jeder Republik, breitesten Raum in der Transvaalregierung ein. Weil sie mit naiver Offenheit betrieben wurden, boten sie England ein wirksames Werbemittel. Sie werden auch unter englischer Herrschaft vielleicht bleiben; nur die Taktik wird sich jetzt ändern. Das Monopol für Wenige wird durchbrochen werden, um mehr Futterstellen an der Staatskrippe zu schaffen. Das Hausmeierthum der Minenkammer macht sich schon in nebenächlichen Erscheinungen fühlbar. Wer dort Fürsprache hat, kommt heute schneller nach Transvaal hinein als durch die Vermittlung der Behörden. Wie sollte sich auch in seinem Ursprungslande die Macht des Goldes verleugnen! Im Transvaal, ob burisch oder englisch, wird Goldpolitik getrieben. Die Interessen des gelben Erzes werden selbst einem Milner und Chamberlain das Geßel diktiert.

Krügers Grundjag war: *L'État c'est moi!* Seine Umgebung machte aus dem Ich einen Plural. Wer wird diesem feltiamen Manne gerecht werden? Vorsintfluthliche Starrköpfigkeit; Egoismus; Bauernschlauheit; Verschlagenheit; Despotismus; blindes Gottvertrauen; staatsmännische Begabung; Aufgehen in der Sache seines Volkes und fanatischer Glaube an die Unverrückbarkeit der diesem Volk wichtigen Dinge: all diese oft so gegensächlichen Eigenschaften mischen sich zu einer Persönlichkeit, die einzig in der Geschichte dazustehen scheint. Dieser Mann mit dem struppigen Cylinder und dem baumwollenen Regenschirm will mit eigenem Maß gemessen sein. Ihn aber sentimental nehmen, zum Heroß und Märtyrer stempeln, als Patriarchengestalt in unserem Sinn hinstellen, den Storienschein der Tragik um ihn weben: Das ist der Nummenschanz eines Gefühls, das nur auf fremden Boden gedeihen konnte. Die Eindrücke, die man im Transvaal empfängt, sind sehr dazu angethan, allen Menschenkultus zu beseitigen. Auch wenn der Bosheit, der Verleumdung und dem leichtfertigen Gerede ihr Theil zuerkannt wird, bleibt noch genug, den deutschen Schwärmer zu enttäuschen.

Krüger galt uns als die Verkörperung unseres eigenen Idealismus, unserer geschichtlichen Tugenden und nicht zuletzt als Ventil für einen hundert Jahre lang genährten Groll gegen England. Unsere traditionelle Stellung ist auf der Seite des Schwachen, des Kämpfers für die idealen Güter der Freiheit und des Volksthumes; Krüger, der Vertreter eines Volkes, das wir uns rasch stammesverwandt angliederten, war uns Symbol. Es schaltete die geschichtliche Kritik aus und hatte zu dem Menschen Krüger nur äußere Beziehung.

Oft ist gefragt worden, weshalb Krüger gegangen sei. Die Antwort ist einfach. Man schob den alten Mann ab, weil er den Maßnahmen im Wege stand. Sein Scheiden bedeutete die Befreiung von einem Druck, unter dem die Ereignisse noch langsamer in Fluß gekommen wären, als es so schon geschah. Als man auch die übrigen reaktionären Elemente verbraucht hatte, war es zu spät, dem Kampf eine entscheidende Wendung zu geben. England trat schon mit breiter Sohle in Südafrika auf. Ein Botha, Delarey, Dewet vermochten nur noch den Zeitpunkt des Zusammenbruches hinauszuschieben.

Vor Krügers Häuschen in Pretoria kann man sich geschichtsphilosophischen Betrachtungen überlassen. Das neugebildete südafrikanische Konstablercorps hat dort sein Hauptquartier aufgeschlagen. Die Marmorlöwen haben den Wechsel überschlummert. Der britische Löwe aber ist eingezogen in . . . den Zoologischen Garten von Pretoria. Krüger hatte ihn, seiner verfänglichen Symbolik wegen, Rhodes, von dem er ihn als Geschenk bekam, wieder zurückgesandt. Nun ist er wiedergekehrt und Krüger ist gegangen. Noch fühlte der Leu sich beengt in seinem Reisefäsig. Mit der Zeit wird er sich aber im Transvaal schon einzurichten verstehen. Da, wie gesagt, die marmornen Genossen schlummern, wissen sie auch nicht, wohin die Zeiger vom blinkenden Zifferblatt der gegenüberstehenden Kirche gerathen sind. Der Volksmund sagt, sie seien von Gold gewesen und Krüger habe sie mitgehen heißen. Solcher und ähnlicher Geschichten sind Duzende im Umlauf. Wer ein Wenig hinter die Coulissen des alten Transvaals schauen will, Der lese: „Behind the Scenes in the Transvaal“ von David Mackay Wilson. Das Buch ist von einem Engländer geschrieben und wird Deutschen deshalb kaum bekannt sein.

Die Stimmung im Transvaal ist, wie sie nicht anders in einem Lande sein kann, dessen gesamntes Wirthschaftsleben zerشلagen ist und

auf dem die Faust des Eroberers lastet: ohnmächtige Verbitterung der Buren und auffässige Unzufriedenheit der Kolonialengländer. In Südafrika steht England vor der schwersten Aufgabe seiner Kolonialpolitik. Der bedingte Optimismus, den Balfours Reden verrathen, und die Reise Chamberlains sind die äußeren Beweise dafür. Dieser Mann, der Anspruch auf unsere Sympathien nicht erheben wird, verrichtet ganze Arbeit. Das muß man ihm lassen. Er hat wie ein Fels in der Brandung gestanden und scheute nicht davor zurück, sich in die Höhle des Löwen zu wagen. Wenn irgendwo, so konnte er dort seinen Fanatiker finden. Er verstand nicht nur, zu zertrümmern, sondern ist auch gewillt, wieder aufzubauen. Sein Ausharren war aber nur möglich, wenn ein Volk in einmüthiger Erkenntniß Männer, die ihm große nationale Ziele vorzeichnen, auch in Zeiten stützt, wo das sittliche Einzelempfinden mit der höheren Pflicht gegen das Vaterland nicht recht zusammenklingen will. Den Briten kann der gute Wille nicht abgesprochen werden, die Wunden in Südafrika zu heilen. Nur ist mehr Zeit und Geduld nöthig, als nach großen Opfern der erklärliche Drang eines vermötheten Volkes daran zu geben geneigt ist. Das erforderliche Geld ist von der Regierung bereit gestellt. Der Appell der drei Burengenerale an die fremden Nationen hat seine Wirkung auf England nicht verfehlt. Die Leute waren bessere Politiker, als der erste Eindruck ihres Vorgehens glauben machen wollte. Nach vieler Meinung werden wohl noch zwei Jahre verstreichen, bis der letzte Bur wieder fest auf seiner Scholle sitzt. England wird eine äußerst vorsichtige und weitherzige Politik treiben müssen, um die Gegensätze so weit zu mildern, daß in absehbarer Zeit nicht der dampfbrütende Groll sich in offene Empörung verwandelt. „Wenn es so weiter geht, haben wir in fünf Jahren die Revolution und ein geeintes, unabhängiges Südafrika!“ Das hörte ich oft; Stimmung in spätere That umgesetzt. Die Drohung, die Verfassung der Kapkolonie aufzuheben, war wohl nur ein politischer Schachzug mit dem Zweck, einen Anlaß zu versöhnlicher Nachgiebigkeit zu schaffen. Die Durchführung einer so heißen Maßnahme hätte Oel in die glimmende Gluth gegossen. Chamberlain dachte wohl nie ernstlich daran.

Mit dem politischen Zusammenbruch Transvaals ist ein Haupthinderniß für die Verwirklichung des Afrikandertraumes weggeräumt. Krüger stand als ausgesprochener Partikularist dem Reichsgedanken fremd, ja, feindlich gegenüber. Wie der Bur kein politisch-nationales

Bewußtsein, keinen Gemeinſinn, keine Opferfreudigkeit für den Staat befaß, ſondern nur ſeine eigene Ungebundenheit in ſtreng gewahrtem Volkſrahmen forderte, ſo verhielt ſich Transvaal zur ſüdafrikanischen Geſamtheit. Der Bur iſt kein tiroler Freiheitkämpfer, der Gut und Blut begeistert für das Vaterland hingiebt und dem die nationale Sache höher ſteht als das eigene Ich. Ein deutſcher Arzt, der bis zum Schluß bei den Buren ausgeharrt hatte, erzählte mir: am Anfang des Krieges habe ſeine Hauptthätigkeit darin beſtanden, die Drückeberger, die ihm der Feldkornet zur Unterſuchung ſandte, wieder in die Front zurückzuſchicken. Ihrer ſeien nicht Wenige geweſen.

Die Begeiſterung bei der Mobilmachung war, ſo weit ſie nicht auf übertriebener Schilderung beruht, nur örtlicher Natur. In Centren, wie Johannesburg, iſt niemals Mangel an unruhigen Elementen, die jede Störung des status quo in Hurrahſtimmung verſetzt. Die große Maſſe, die Etwas aufzugeben hatte, gehorchte innerlich widerſtrebend dem Zwang. Viele, die draußen im weiten Feld wohnten, betrachteten den Krieg als eine Sache, in die ſie der „olle Krüger nur hineingeriſſen habe“. In der erſten Kriegszeit ſtand nur ein Bruchtheil der Buren im Feld. Erſt als der Einzelne ſich in ſeiner Exiſtenz bedroht ſah und ſchließlich überhaupt nichts mehr zu verlieren hatte, haben die Männer, die heute in Aller Mund ſind, verzweifelnde Kämpfer um ſich geſchaart und mit eiſerner Faust zuſammengehalten. Da erſt iſt in der Schule der Noth und der Erbitterung gegen den Eindringling das politiſche Nationalgefühl erwacht, da erſt das Bewußtſein durchgedrungen, daß mit dem Volksthum auch der Beſtand des Staates gefährdet war. So fehlte der Kriegführung anfangs der moralische Faktor, der die Zuchtloſigkeit bekämpft und ſelbſt das unorganisierte Burenheer trotz aller taktiſchen Rückſtändigkeit zu entſcheidenden Schlägen befähigt hätte. Die Begeiſterung der Ausländer, die für die Sache der Freiheit zu ſtreiten kamen, verſtand der Bur nicht, weil ſie ihm ſelbſt fremd war. Er zuckte über die ſonderbaren Schwärmer die Achſeln, ſchaute hochmüthig auf ſie, wie auf jeden Fremdling, herab, behandelte ſie ſchlecht und ließ ſie, wenn ſich die Gelegenheit bot, die Kaſtanien aus dem Feuer holen. Der Burenenthuſiaſmus unſerer vierzig Freiheitkämpfer, die wir in Sanſibar an Bord nahmen, hatte ſich gründlich abgekühlt. Er konnte auch nur bei Unkenntniß des Burencharakters entſtehen. Gerade wir Deutſche haben ſo manches Stück

unseres Idealismus — und stets mit dem gleichen, schon historisch gewordenen Dank — für fremde Völker dahingegeben. Auch die jüngsten Erfahrungen werden daran für die Zukunft nichts ändern.

Bezeichnend für die Lage im Transvaal ist die Stimmung gerade der englischen Kreise, besonders der Mineninteressenten, die doch zum Krieg gedrängt hatten. Es liegt ein Stückchen Vergeltung darin, daß sie eine Fehlrechnung gemacht haben. Von den politischen Beweggründen abgesehen, strebten sie nach billigerer Produktion, um den Gewinn zu erhöhen. Die Abgaben sollten verringert, die Frachtsätze herabgesetzt und das Dynamitmonopol durchbrochen werden. Das waren die springenden Punkte der wirthschaftlichen Reform, zu der man auf friedlichem Wege nicht gelangen konnte. Mit dem Siege Englands schien das Ziel erreicht; aber man erlebte eine bittere Enttäuschung. Der Krieg hatte länger gedauert und tiefere Spuren hinterlassen, als man erwarten konnte. Der ganze Wirthschaftskörper war zusammengebrochen und eine Krisis eingetreten, die den soliden Unternehmungen den Boden entzog, dem Schwindel aber Vorschub leistete. In dieser Noth griff man zu einem Mittel, das sich als zweischneidiges Schwert erwies: man setzte die Löhne der Kaffern beträchtlich herab. Der Kaffer blieb nun ganz fort und aus der Krise wurde ein Nothstand. Die alte Frohnarbeit, noch dazu mit geschmälertem Verdienst, paßte dem schwarzen Gefellen nicht mehr. Er hatte den Reiz gekostet, im abgelegten Khatirock, mit der Büchse in der Hand, in englischem Sold auf Burenstreife zu gehen. Die Heeresverwaltung zahlte gut, weil sie die Leute brauchte. So verdarb sie den Kaffer und die Preise. Trotz thatkräftiger Organisation, die sich auch auf die ost- und centralafrikanischen Besitzungen erstreckt, ist es bisher nicht gelungen, den Arbeiterbedarf nur annähernd zu decken. In dem Wirrwarr der wirthschaftlichen Bedrängniß, der die Minenproduktion unterliegt, steht die Arbeiterfrage obenan. Natürlich ist die Einführung von Skulis in Erwägung gezogen worden. Die Regierung wird aber um so weniger geneigt sein, eine „Gelbe Gefahr“ für Südafrika heraufzubeschwören, als sich der Zunder dort schon breit genug macht und dem kleinen Mann das Fortkommen erschwert. Der von Anfang an aussichtslose Versuch, den Kaffer durch den aus dem Heer entlassenen Freiwilligen zu ersetzen, ist gescheitert. Das Feldleben hat ihn nicht minder verwöhnt und der Verdienst ist zu gering, als daß der Weiße auf die Dauer die Arbeit des

Schwarzen verrichten möchte. In einem Lande mit Negerbevölkerung ist selbst der Proletarier dem Schwarzen gegenüber der Aristokrat der höheren Klasse. Er beaufsichtigt und kommandirt, steigt aber nicht auf die selbe Arbeitstufe zu ihm herab. Auch steht, davon abgesehen, die vorhandene Zahl nicht im Verhältniß zum Bedarf. Wohl ist die Regierung an der baldigen Lösung des Problems selbst interessiert. Es kann ihr aber nicht damit gedient sein, das politisch unzuverlässige Element im Lande durch die sozial minderwerthigen Söldnerschaaren zu vermehren. Jetzt, da man ihrer nicht mehr bedarf, ist man froh, sie wieder los zu werden. Zu Koloniatoren des entvölkerten Landes sind sie nicht geeignet; und in den Städten entbehrt man sie gern. Um den Betrieb in größerem Umfange aufzunehmen, wird den Minenherren nichts Anderes übrig bleiben, als die mit Fleiß herabgesetzten Löhne wieder zu erhöhen. Der wider Erwarten lange Stillstand der Produktion erfordert schnelles Handeln. Bei meiner Anwesenheit in Johannesburg arbeitete vielleicht ein Fünftel der gesammten Minenbetriebe mit etwa einem Drittel ihrer Stempelzahl. Der Markt lag still und wartete vergeblich auf eine Aufmunterung aus London. So lange die politischen und wirtschaftlichen Absichten der Regierung im Dunkel blieben, war solche Aufmunterung unmöglich.

Die vorläufige Befreiung der Minen von jeglichen Kriegsabgaben wurde immer unwahrscheinlicher. London wollte in berechtigter Zahlungsmüdigkeit endlich einmal Geld sehen. Die Belästigungen und Erschwerungen des Kriegsgesetzes trafen alle Schichten der Bevölkerung. Unter der unpopulären Militärverwaltung machten sie sich besonders fühlbar. Für jede Kiste Waaren bedurfte es eines ausdrücklichen Einfuhrerlaubnißscheines. Er wurde nur für den nothwendigsten Bedarf ausgestellt, um die durch Militärtransporte in Anspruch genommenen Eisenbahnen nicht zu überlasten. Die Kaufleute klagten, weil sie nichts verkaufen konnten und ihre Frachten Monate lang bei hohen Spezen im Ausschiffungshafen der Beförderung harrten. Der Konsument litt unter der ungeheuren Vertheuerung der Lebensmittel. Das schwarze Personal nützte die allgemeine Konjunktur aus und steigerte seine Ansprüche. Hunderte von Geschäftsleuten, die der Krieg vertrieben hatte, warteten auf den ersehnten Paß, um an den Wiederaufbau ihrer zerstörten Existenzen zu gehen. Der Paßzwang wurde mit äußerster Schärfe gehandhabt. Die Kontrolle war, wie ich selbst an mir erfuhr, so genau, daß Ent-

ziehungen ausgeschlossen schienen. Daß der Paßzwang so lange nach dem Friedensschluß fortbestand, ist England als thörichte Engherzigkeit ausgelegt worden. Sehr mit Unrecht. Es war ein Akt der Selbsterhaltung und der Nothwehr, den wirthschaftliche und politische Gründe geboten. Das ausgefogene Land war dem Andrang großer Menschenmassen nicht gewachsen, der in Johannesburg und anderen Orten geradezu eine Hungersnoth geschaffen hätte. Auf der anderen Seite mußte das Zufließen politisch zweifelhafter Elemente, an denen wahrlich kein Mangel war, verhindert werden. In den Verwaltungszweigen, besonders im Verkehrsweisen, fehlt es an Routine und an Vertrautheit mit Land und Leuten. Das vermehrte die Schwierigkeiten und steigerte die Unzufriedenheit. Der Apparat sollte möglichst billig arbeiten. Man besetzte daher die frei gewordenen Stellen mit oft blutjungen, frisch importirten Engländern. An Angeboten war kein Mangel. Es waren ihrer genug, die da glaubten, in den eroberten Landen Karriere machen oder sich später eine gute Brotstelle erdienen zu können. Um anzukommen, begnügten sie sich mit geringen Anfangsgehältern und regirten und verwalteten nun ohne Kenntniß der Verhältnisse fest drauf los.

Die hier nur flüchtig skizzirte Lage erzeugte eine Erbitterung, die in Versammlungen und namentlich in der Sprache der Presse ungeschminkten Ausdruck fand. Es ist nicht schwer, daran den Grad der Opposition zu bemessen, mit der die Regierung in der neuen Kolonie gerade unter dem englischen Element zu rechnen hat. Der Entschluß Chamberlains, sich eine eigene Anschauung von den Verhältnissen zu bilden, war also verständlich. Fast scheint es, als ob die Burenfrage vorläufig in den Hintergrund der politischen Sorgen gedrängt wird. Ob mit Milner an der Spitze des südafrikanischen Gesamtreiches die Durchführung einer erfolgreichen Versöhnungspolitik möglich ist? Ich zweifle. Bei den Buren ist er der bestgehaßte Mann, dessen Beseitigung von ihnen in den Friedensbedingungen gefordert wurde. Auch im Kapparlament fehlt es ihm wahrlich nicht an Gegnern. Vielleicht wird Chamberlain doch schließlich seinen bedeutendsten Mitarbeiter, so schwer er ihn entbehren mag, der Staatsraison zum Opfer bringen müssen.

Wird England der Lage in Südafrika Herr, so geht das Land einer Entwicklung entgegen, an der uns Deutschen nicht zuletzt ein wirthschaftlicher Antheil zufallen muß. Nöthig ist dazu aber, daß künftig das nüchterne Interesse dem widerstrebenden Gefühl Ruhe ge-

bietet; um so nöthiger, als der deutsche Handel, der unter dem Kriegszustand und unserer Stellungnahme gegen England gelitten hat, gerade dort unten mit der immer bedrohlicheren Konkurrenz Nordamerikas rechnen muß. Ein unter eigener Flagge vereintes Südafrika wird nicht die selben wirthschaftlichen Ausichten bieten. Der losere Zusammenhang eines Bundes räumlich so ausgedehnter und im Wesen verschiedener Staaten böte eine viel unsicherere Grundlage als ein geschlossenes englisches Kolonialreich.

Durch die Eroberung Transvaals ist die Delagoabai-Frage brennend geworden. Selbst die Nachgiebigkeit des portugiesischen Vasallenthumes wird nur noch kurze Zeit den widernatürlichen Zustand aufrecht erhalten können, daß der zusammengebrochene Kolonialstaat den Thürhüter Englands in Südafrika spielt. Die Vollendung der Kap-Baira-Bahn ist ein weiteres Moment, das zur baldigen Lösung drängt. Milners Konferenz mit dem portugiesischen Gouverneur in Lourenço Marques ist zwar im schönsten Einvernehmen verlaufen und König Eduard hat mit der Verleihung eines hohen Ordens darüber quittirt. Das wird aber den naturgemäßen Gang der Ereignisse nur so lange aufhalten, bis England im Transvaal erst ein Bischen Ordnung geschaffen hat. Die erwähnte Zusammenkunft hatte einen amüsanten Nachklang, der Portugals finanzielle Nothe auch im Kleinen beleuchtet. Um den einflußreichen Gast würdig aufzunehmen, war für Milner in Lourenço Marques eine Villa gemiethet und neu ausgestattet worden. Der Empfang verfehlte seinen Eindruck nicht und wurde in den südafrikanischen Blättern mit Genugthuung besprochen. Als aber Besizer und Lieferant Bezahlung verlangten, suchte man im Gouvernement die Achseln, da keine Fonds für diese Extraausgaben vorhanden seien. Der Gouverneur lehnte natürlich ab, die Kosten der Staatsrepräsentation aus der eigenen Tasche zu decken. Wenn die Geschädigten Geduld haben, werden sie noch in die Lage kommen, der englischen Regierung, vielleicht mit besserem Erfolge, ihre Rechnungen zu überreichen.

Der Draht; der Verrath im Lager der Buren; die Bewaffnung der Kaffern und die Folgeerscheinungen der Konzentrationlager: Das waren die unmittelbaren Ursachen des Friedensschlusses. Nicht die materielle Erschöpfung und der moralische Zusammenbruch des kriegsführenden Volksrestes; obwohl sich auch starke Friedenssehnsucht regte.

Friedrich von Erdert.



Banknoten.

Seit die Minen des Transvaal englisch geworden sind, hat der Bimetallismus aufgehört, eine Frage praktischer Politik zu sein; und er wird wohl in absehbarer Zeit nicht wieder werden. Als 1897 Frankreich und die Vereinigten Staaten gemeinsam eine internationale Konvention für die Doppelwährung herbeizuführen suchten, wurde ihren Delegirten die verlangte Zusage der freien Silberprägung in Indien verweigert. Als Grund gab die britische Regierung an, die Operationen für Aenderung der indischen Währung seien nun weit genug gefördert, um den Kurs der Rupie auf den für den Uebergang zur Goldwährung vorgesehenen Stand von 1 sh. 4 d. zu bringen, und die so im besten Gange befindliche Aktion wolle man nicht unterbrechen. Danach blieb immerhin zu hoffen, die englische Regierung werde früher oder später erkennen, eine wie grobe Selbsttäuschung es war, das Zeichen guten Fortganges darin zu sehen, daß sie diesen Kurs, den sie erreichen mußte, endlich erreichte. Thatsache ist, daß man in Indien von der wirklichen Einbürgerung des Goldes heute so weit entfernt ist wie je. Aber gewiß ist auch leider, daß ferner keine Erfahrung und keine Rücksicht auf die Interessen des indischen Volkes dessen britische Beherrscher veranlassen wird, irgend ein Vorgehen zu begünstigen, das dem Goldmonopol schädlich sein könnte. Dafür sind auch die Interessen des Transvaal zu bedeutend, die zu vertreten ihnen jetzt obliegt und von deren Pflege, wie die Dinge liegen, die Konsolidation der südafrikanischen Verhältnisse mit bedingt ist. Man muß darauf gefaßt sein, daß England künftig nicht nur allen Versuchen zur Einführung der internationalen Doppelwährung jede Mitwirkung verweigern, sondern sich direkt feindlich dazu stellen würde. Die Drohung, die Staaten einer bimetalistischen Konvention mit dem indischen Silber zu überschweben, wäre zwar nur ein Popanz, denn die Entfernung des Silbers aus der indischen Cirkulation ist leichter befristet als ausgeführt. Aber bis jetzt wüßte ich wenigstens keine Regierung, deren Nerven stark genug wären, sich von diesem Popanz nicht schrecken zu lassen. Und darum muß ich annehmen, daß die Niederlage der Buren auch über das Schicksal des internationalen Bimetallismus entschieden hat. Zwar könnte in dem Umstande, daß nun mehr als die Hälfte der gesammten Produktion des gelben Metalls von einer einzigen Macht kontrollirt wird, eine Aufforderung mehr für die anderen Staaten liegen, sich von dem Goldmonopol zu emanzipiren. Aber hier den Willen zur That werden zu lassen, würde die Befreiung von einem Aberglauben voraussetzen, die von dieser Generation nicht zu erwarten ist: von dem Aberglauben an die Allmacht Englands auf dem Gebiete des Geldwesens.

So ist denn die Herrschaft des Goldmonometallismus als eine vollendete Thatsache hinzunehmen, mit der man sich abfinden muß, und unantastbare Er rungenschaften bleiben: die virtuelle Aenderung der Schuldkontrakte, das Zerreißen der Parität mit solchen Ländern, die auf das Silber angewiesen bleiben, nebst der hierdurch von Zeit zu Zeit bewirkten Störung des Handels, und das Perumtreiben von Milliarden minderwerthigen Geldes in der Cirkulation der civilisirten Völker. Daran ist nichts zu ändern und ich selbst habe eine Hoffnung zu Grunde zu tragen, — die Hoffnung, die von mir vertretene Theorie des Geldwerthes müsse an dem Tage von den hartnäckigsten Zweiflern als richtig erkannt

werden, an dem die industriellen Großstaaten die Probe darauf machen würden. Diese Genugthuung zu erleben, darf ich jedenfalls nicht mehr hoffen. Dagegen darf ich wohl voraussehen, daß, wenn ich jetzt und künftig veranlaßt sein mag, auf andere Schäden in unserem Geldwesen hinzuweisen, mir nicht geschehen wird, wie mir vor sechs und vor vier Jahren geschah, als ich Artikel über die Lage der Reichsbank und über gewisse in unserem Geldumlauf hervortretende symptomatische Erscheinungen veröffentlichte. Ich mochte noch so sehr betonen, daß die Schwankungen in den sichtbaren Geldvorräthen mit der Währung gar nichts zu thun haben, daß sie von ganz anderen Faktoren abhängen und eben so bei Silber- oder Doppelwährung, ja, selbst bei Papierwährung eintreten wie bei der Goldwährung: immer wurde doch der Pferdefuß des bösen Bimetallisten gesucht.

Heute will ich auf eine Bestimmung in unserem Bankgesetz hinweisen, die ich auch vom Standpunkt eines überzeugten Monometallisten für durchaus verfehlt halten müßte, und ich hoffe, nicht mehr die Gefahr zu laufen, daß man mir dabei eine versteckte Absicht gegen unsere Währung unterstellen könnte. Zweifelte ich noch an dem Fortbestand dieser Währung, so würde ich nicht einen einzelnen Mangel abzustellen beantragen, da es mir doch nur erwünscht sein könnte, ihn bestehen zu lassen.

Der Paragraph 2 des Bankgesetzes vom vierzehnten März 1875 lautet: „Eine Verpflichtung zur Annahme von Banknoten bei Zahlungen, welche gesetzlich in Geld zu leisten sind, findet nicht statt und kann auch für Staatskassen durch Landesgesetz nicht begründet werden.“ Er statuirt damit eine Härte, die, wie schon hier vorläufig bemerkt sei, unserem englischen Vorbilde fremd ist.

Man wird mir, wenn ich auf das Bedenkliche dieser Bestimmung hinweise, sofort entgegenhalten, daß sie doch in achtundzwanzig Jahren keinen Schaden gestiftet habe. Das ist richtig und wird auch weiter so lange gelten, wie der Paragraph praktisch nicht angewandt wird. Wir haben drei Jahrzehnte ungestörter, friedlicher Entwicklung hinter uns, nur durch Unternehmungskrisen unterbrochen, die unsere Volkswirtschaft doch niemals im Kern getroffen haben. Zeitweilige starke Pressungen im Geldmarkt konnten bei dem festgewurzelten Vertrauen, bei allseitig vorhandenem guten Willen, und da unsere geschäftlichen Sitten — bis jetzt — die Ausnutzung solcher Konjunkturen verbieten, nach einiger Zeit stets glücklich überwunden werden. Wenn so gigantische Kämpfe zwischen großen Finanzgruppen, wie die new-yorker Börse sie kennt, einmal, was keineswegs ausgeschlossen ist, bei uns ausbrechen sollten, so läge die Versuchung schon nah, daß eine Partei die andere durch Einsperren von Gold in die Enge zu treiben unternähme. Das würde der Paragraph 2 begünstigen, da auf diesem Gebiete der erste Anstoß eine überraschend große Wirkung hervorrufen müßte. Aber auch die Fortdauer friedlicher Zustände ist uns doch nicht gerabezu verbürgt. Wäre dies, so müßten wir ja auch sonst weniger vorsichtig sein und könnten manches schöne Geld für Heer und Marine sparen oder auch gern den Reservisten einmal die Liebhungen nachsehen. Wir thun es aber so wenig, wie wir unterlassen, uns gegen Feuergefahr zu versichern, obwohl es, bei der großen Seltenheit von Brandkatastrophen, doch auch als Schwarzseherei gelten könnte, für eine solche vorzusorgen. Doch nehmen wir einmal an, gegen politische Störungen oder einen Krieg von Finanzgruppen dürften wir uns für alle

Zukunft als gesichert ansehen. Nehmen wir an, es könnten auch andere, eine Knappheit von Hartgeld bewirkende Ursachen nicht eintreten, so daß ein Anreiz, Banknoten an Zahlungstakt zurückzuweisen, für immer ausgeschlossen wäre. In welchem Sinn hat dann überhaupt dieser Paragraph 2? Wozu steht er da? Und kann es vernünftig sein, eine Vorschrift zu konserviren, die im besten Fall nur zwecklos ist, die aber in dem Augenblick gefährlich wird, da ihr ein Zweck zugeschrieben werden könnte?

In England hat man eine gleiche Bestimmung schon 1833 abgeschafft und die Noten der Bank von England als legal tender für alle Beträge über 5 Pfund erklärt, ausgenommen in der Bank von England selbst, die ihre Noten bei Vorzeigung gegen Gold einzulösen hat. „We regard the enactment of the stat. 3 & 4 Will. 4 c. 98, which makes Bank of England notes legal tender everywhere except at the Bank and its branches, for all sums above £ 5. as a great improvement.“ So lesen wir hierzu im Dictionary of commerce von Mac Calloch, Ausgabe von 1844, S. 72. An der selben Stelle ist dann die Situation geschildert, in die das alte System die Bank versetzt hatte (a situation of great difficulty and hazard). Wenn den Provinzbanken ihre Noten zur Einlösung präsentiert wurden, konnten sie nicht mit Noten der Bank von England, sondern mußten mit Gold zahlen. So verkauften sie bei jeder auftauchenden Schwierigkeit sofort Regierungssicherheiten und wappneten sich mit Gold, das sie der Bank von England entzogen, so daß auch eine kleine Störung sich leicht zu einer Geldkrise auswachsen konnte. Hier wird gerade mit Rücksicht auf die Gesundheit der Währung die Erhebung der Banknoten zum legal tender empfohlen. „The currency could not possibly be in a sound healthy state, while the Bank of England and through her, public credit, were placed in so perilous a situation.“ Das wird, mutatis mutandis, auch für deutsche Verhältnisse zutreffend sein. Allerdings haben wir nicht eine solche Menge Noten ausgebender Provinzbanken, wie sie damals in Großbritannien bestanden. Aber dieser Unterschied kommt nur für die Leichtigkeit und Häufigkeit in Betracht, mit der eine Gefahr aus dem besprochenen Zustande sich ergeben kann. Die Dimension der Gefahr ist darum bei uns nicht kleiner zu schätzen. Wenn zu irgend einer Zeit an irgend einem Punkte Deutschlands der Paragraph zu praktischer Bedeutung käme, der den Banknoten die Eigenschaft, als Erfüllung zu gelten, abspricht, so wären unsere Mittel- und Großbanken mit ihren Depositen- und Giroverbindlichkeiten sofort genöthigt, die Bestände an Gold, die sie sonst zu halten pflegen, in ganz außerordentlichem Umfang zu vermehren. Das müßten sie um so gewisser thun, als ihnen § 18 des Bankgesetzes die Sicherheit versagt, stets an Ort und Stelle gegen Noten der Reichsbank Gold erhalten zu können. Er lautet: „Die Reichsbank ist verpflichtet, ihre Noten a) bei ihrer Hauptkasse in Berlin sofort auf Präsentation, b) bei ihren Zweiganstalten, so weit es deren Barbestände und Geldbedürfnisse gestatten, dem Inhaber gegen kursfähiges deutsches Geld einzulösen.“ In kritischer Zeit werden diese Zweiganstalten nicht nur kleinere Barbestände als sonst haben, sondern auch auf größere Geldbedürfnisse gefaßt sein müssen. Wenn die Reichsbank, wie zu erwarten ist, darauf sieht, daß die Zweiganstalten von dem Rechte, das ihnen Article b giebt, keinen Gebrauch machen sollen, so wird sie in einer solchen Zeit selbst Gold an sich zu ziehen suchen, um die Bestände der Zweiganstalten zu ergänzen. Aber mit den Opfern, die

dazu nöthig wären, könnte die Leitung der Bank doch nur bis zu einem gewissen Punkte gehen. Jedenfalls würden sich die Kreditbanken, die Bankhäuser, die großen Industriellen und Kaufleute sagen müssen, daß dieser Vorbehalt nicht etwa nur zur Verzierung in das Klinea b gebracht ist und daß er für alle Plätze außerhalb Berlins gilt. Der Regierungsvorschlag wollte wenigstens den Zweiganstalten an Plätzen mit über hunderttausend Einwohnern die Einlösungspflicht „vor Ablauf des dritten Tages nach dem Tage der Präsentation“ (spät genug!) auferlegen. Aber im verabschiedeten Gesetz sind Emporien wie Hamburg und Frankfurt darin den kleinsten Plätzen gleichgestellt. So wäre Frankfurt mit den geltenden Bestimmungen im Kriegesfall heute schlimmer daran als selbst im Juli 1870, da inzwischen auch die Frankfurter Bank aufgehört hat, als Notenbank zu existiren. Damals waren es die Transporte unserer eigenen Truppen, die die Lage für unseren Markt erschwerten. Und bei aller Zuversicht in die Kraft des Deutschen Reiches sollten wir doch nicht ganz übersehen, daß uns im Vergleich zu den Briten eine noch größere Mahnung zur Vorsicht gegeben ist: uns fehlt die insulare Lage des meerbeherrschenden England. Warum sollten also gerade wir unterlassen, eine Fessel des Geldverkehrs abzustreifen, von der die Engländer sich vor siebenzig Jahren befreit haben?

Zum Wesen eines Edelmetall Standard und insbesondere zum Wesen der Goldwährung gehört nicht, daß der gut fundirten Banknote die Eigenschaft des *legal tender* abstrkannt werden müßte. Das wird wohl ausreichend durch das Beispiel des Goldwährungslandes *par excellence* bewiesen. Niemand hat in diesen siebenzig Jahren gezwweifelt, daß England eine reine und sichere Goldwährung hat, und eben so wenig würde Jemand in die Solidität unserer Währung einen Zweifel setzen, wenn wir, das englische Beispiel befolgend, den § 2 des Bankgesetzes so abänderten, daß Jedermann zur Annahme von Reichsbanknoten bei Zahlungen verpflichtet ist. Dann würde das Verlangen nach Gold nie so groß und besonders nie so dringend auftreten, wie es beim heutigen Stande des Gesetzes geschehen könnte. Die Reichsbank blüete dann sogar ruhig die Verpflichtung übernehmen, auch an ihren Hauptstellen die Noten bei Präsentation gegen Gold einzulösen, und würde doch ihre Goldbestände in schwerer Zeit weniger als unter dem kombinierten Regime der §§ 2 und 18 gefährdet sehen. Gerade die Angst, man werde Gold brauchen und nicht haben können, bewirkt in solchen Fällen die Knappheit. Außer der Reichsbank haben wir jetzt nur noch vier unter dem Gesetz von 1875 stehende Banken, die der größeren Bundesstaaten Sachsen, Bayern, Württemberg und Baden. Auch den Noten dieser anerkannt guten Banken könnte die Berechtigung, die hier für die Noten der Reichsbank vorgeschlagen wird, ohne Bedenken gewährt werden. Aber wenn es sich lediglich darum handelt, der eben besprochenen Gefahr zu begegnen, so ist es zweifellos, daß schon die Reichsbanknote als *legal tender* ihr die Spitze abbrechen würde.

Ich habe die Gründe, die für eine Abänderung der §§ 2 und 18 des Bankgesetzes, ganz besonders aber für die des Paragraphen 2 sprechen, nicht näher erschöpft. Zunächst wollte ich hier eine Anregung geben und abwarten, welches Echo sie finden wird. Hoffen will ich, daß man diese Angelegenheit nicht als Parteisache behandeln werde. Sie ist für die Interessen aller Stände von gleicher Bedeutung.

Weltenschicksal.

Die Erde rollte durch den Raum. Sie traf mit einem jungen Weltkörper zusammen, der noch glühte und deshalb ganz ohne Leben war.

„Guten Tag, Kamerad“, sagte der Fremde und folgte ihr.

„Guten Tag“, sagte die Erde, die es eilig hatte und mit all ihren Seltsamkeiten durch den Raum eilte.

„Rein, wie merkwürdig Du ausiehst!“ sagte der Fremde ganz neugierig und stierte die Erde an.

„Ich bin auch älter. Du bist noch ein Grünknabel.“

„Aber sage mir doch: Was umhüllt Dich eigentlich?“ sagte der Fremde.

„Das Leben“, antwortete die Erde.

„Was bedeuten das Grün und das Blau in Deinem Gewand?“

„Wälder und Meere.“

„Und das weiß Leuchtende?“

„Eisberge und Schneegipfel.“

„Aber einige Berge bewegen sich durch die Wälder?“

„Das sind keine Berge“, sagte die Erde. „Es sind Thiere, deren Höhe über die Wälder hinausragt. Aber entschuldige: ich hab's eilig. Adieu!“

Und die zwei Weltkörper vollten jeder seines Weges.

Einige tausend Jahre später trafen sie wieder zusammen.

„Guten Tag“, sagte der Fremde, der immer noch glühte und lebensdöde war. „Trafen wir uns nicht vor einem Jahr?“

„Rein, gestern“, sagte die Erde.

„Aber wie hast Du Dich verändert!“ sagte der Fremde. „Was bedeuten all die lichtgrünen Streifen, die sich zwischen Deinen Bergen hinziehen?“

„Wiesen und Kornfelder“, antwortete die Erde.

„Und die winzigen, kleinen Weien, die auf dem Grünen krabbeln und frabbeln? Es sind wohl die selben Insekten wie auf den anderen Weltkörpern?“

„Rein, es sind Menschen“, sagte die Erde. „Adieu!“

Und Jahrtausende schwanden wieder hin. Und als die zwei Weltkörper einander wieder begegneten, wies der Fremde einen kleinen Unterschied zwischen Land und Wasser.

„Guten Tag“, sagte er. „Du schmückst und putzest Dich ja immer mehr mit Grün; die Wälder vermindern sich und die lebenden Berge sind verschwunden.“

„Die Menschen verdrängen Alles, was ihnen im Wege steht“, sagte die Erde.

„Sind diese kleinen Wesen so stark?“ fragte der Fremde und blickte auf all die Schaaren hinab, die mitten im Grün arbeiteten und wimmelten. „Es sind wirklich so brollige Dinger. Ein Theil scheint mir noch vom vorigen Male bekannt.“

„So“, sagte die Erde. „Nur mache Dich nur darauf aufmerksam, daß die Menschen, die Du damals sahst, jetzt Millionen von Geschlechtern zurückliegen. Sie sind gestorben und wurden zu Erde, Luft und Wasser, wurden Theile anderer Menschen und Thiere und wieder zu Erde, Luft und Wasser, — immerfort wechselnd.“

„Aber wir begegneten einander doch erst vor einem Tag“, sagte der Fremde.

„Ein Tag für Dich und mich umschließt für die Menschen tausende von Jahren.“

„Und wie viele tausend Jahre lebt solch ein Mensch, ehe er zu Erde, Luft und Wasser wird?“

„Du bist immer noch recht grün und unwissend“, sagte die Erde. „Ein Menschenleben zeichnet sich nicht durch Länge aus. Seit wir uns das letzte Mal trafen, ist ein Kind Mann, Vater, Großvater, Urgroßvater geworden und liegt jetzt als Staub in der Erde.“

„So . . . Aber was saust denn von all diesen lebenden Wesen empor?“

„Millionen von Herzschlägen.“

„Und ich höre ein Zittern und Beben in diesem Saufen; warum erzittern alle diese Leben tiefinnerlich?“

„Vor Angst.“

„Wovor?“

„Vor dem Tode.“

„Dem Tode? Was ist Das?“

„Du erfährst es früh genug. Adieu!“

„Bleibe doch noch“, sagte der junge Fremde. „Wenn der Tod Deinen Kindern Schreck und Unglück bringt: warum rottest Du ihn nicht aus? Erhalte ich selbst einmal lebende Wesen, dann werde ich keinen Feind des Lebens behaupten, sondern all meine Geschöpfe sorglos und ewig gestalten.“

„Falls Du nur selbst sorglos und ewig bleibst“, sagte die Erde. „Ich habe viel gesehen und weiß, was ich weiß, und womit das Ganze endet. Deshalb bin ich so eilig; ich muß noch viel, sehr viel ausrichten. Adieu!“

„Sag' mir doch, was Du weißt und womit das Ganze endet!“

„Adieu!“ sagte die Erde und eilte weiter, schnell, unaufhaltsam durch den Raum.

Und wieder schwanden Jahrtausende. Und als die zwei Weltkörper wieder zusammentrafen, hatte der junge Fremde Land und Meer und Berge und große, stille Wälder.

„Willkommen“, sagte er. „Aber, liebster Freund, ich erkenne Dich kaum, Du hast Dich unglaublich verändert. Jetzt bist Du vollständig weiß! Wo hast Du denn all Dein Grün gelassen?“

„Es liegt unter Schnee und Eis.“

„Und all die Lebensmyriaden?“

„Sie sind alle zu Staub geworden.“

„Aber warum lebten sie denn? Warum bebauten sie Deinen Boden und rodeten Deine Wälder aus? Warum litten und duldeten sie? Hörst Du nicht ihre Klagen über ein unbarmherziges Schicksal? Oder liegt ihr Staub ruhig und schweigend?“

„Sie haben es nicht schlimmer als ich. Adieu!“

„Wohin treibst Du jetzt?“

„In mein Grab.“

„Was ist ein Grab?“

„Es ist das Letzte. Ich bin alt und müde und mit mir geht es bald zu Ende. Nur noch ein Streifen Grün ist mir inmitten meines Herzens ge-

blieben, aber auch er schwindet morgen. Vorbei, vorbei! Mein Leben ist mir so kurz erschienen. Lebwohl, — mich siehst Du nie wieder. Ich bin bald ein wandernder Kirchhof, ein einsamer Schatten in der Nacht."

"Jetzt begreife ich, was der Tod ist", sagte der Fremde. „Wirfst Du wirklich auch . . . ?“

„Ja.“

„Werde ich auch einmal . . . ?“

„Ja.“

„Alle, all die Myriaden schöner Weltkugeln, die jetzt den Raum mit Licht erfüllen, werden sie auch . . . ?“

„Ja.“

„Erlöschen?“

„Ja.“

„Selbst die Sonne?“

„Ja.“

„Und dann wandern wir Alle als Schatten im Raume in einer ewigen Nacht einher?“

„Ja.“

„Da sind wir doch sehr unbedeutend, wenn wir nicht ewig sind.“

„Erinnerst Du Dich der Menschen?“ sagte die Erde.

„Ja, ihre Lebenszeit war ja nicht der Rede werth.“

„Und doch habe ich Myriaden von Wesen gezeitigt, die geboren wurden und in einem Menschenrundgang Urogroßväter wurden.“

„Und jetzt ist Alles geschwunden. Jetzt höre ich kein Säusen von Herzschlägen, jetzt erregt keine Angst. Jetzt herrscht Friede auf der Erde?“

„Ja.“

„Aber ich werde mein Meer und mein Land nicht mit lebenden Wesen bevölkern, wenn doch einmal Alles in Eis erstarren wird.“

„Warte!“ sagte die Erde; „warte nur, bis die Sonne Dich bittet; dann kannst Du nicht anders. Lebwohl.“

„Aber glaubst Du nicht, daß Dein Eis einmal schmelzen kann und Alles von Neuem beginnt?“

„Lebwohl!“

„Hoffst Du nichts?“

„Wer sich mit Weltkörpern bevölkert, wird auch einmal . . .“

„Enden?“

„Ja.“

„Wie ein Schatten in der Nacht?“

„Ja.“

„Und dann?“ fragte der Fremde.

„Lebwohl!“

Und weiter rollte die Erde auf ihrer eiligen Fahrt durch den Raum, — um zu sterben.

Christiania.

Johan Vojer.

Selbstanzeigen.

Ethik und Volkswirtschaft. Vom Professor W. Rein. Berlin, J. Harnwig Nachfolger. Preis 50 Pfennige. (Heft 13 der „Sozialen Streitfragen“, Herausgeber: Damaschke).

Die Ethik hat bei vielen Menschen — und oft nicht bei den schlechtesten — viel von der alten Geltung verloren. Die Schuld daran trägt die Salonethik, die mit allerlei hübschen Phrasen von Gut und Böse kokettirt, aber nie daran denkt, für das lebendige Leben Geltung zu beanspruchen. In diesem billigen Büchlein nun macht einer der ersten Vertreter der Philosophie Kant's und Herbart's einen beachtenswerthen Vorstoß. Professor Rein will der Ethik das Recht erkämpfen, auch für das öffentliche Leben Richtlinien zu ziehen, die klar und scharf bestimmen, was in der heutigen Wirtschaftsordnung nach dem Stande der ethischen Wissenschaft als sittlich gut angesehen werden muß und was von diesem Standpunkt aus einer organischen Umgestaltung bedarf. Und Rein zieht diese Grundlinien wirklich. Die Organe der Terraingesellschaften und der Kohlenbarone werden von diesem Büchlein entsetzt sein; ehrliche Volksfreunde aber werden dem Gelehrten für seine tapfere That danken.

Adolf Damaschke.



Dramatische Handwerkslehre. Von Avoniansus. Zweite Auflage. Berlin, Hermann Walther, 1902.

Im Deutschen Reich giebt es zur Zeit etwa so viele Arten von Realismus, wie es Steuerklassen giebt, in östlichen Gegenden noch multipliziert mit der Entfernung von Berlin. Theilen wir diese in zehn Zonen und nehmen der Bequemlichkeit wegen zwanzig Steuerklassen, so haben wir zweihundert Sorten von Realismus, die der Dramatiker aufzuzählen hat, je nachdem er sein Publikum sucht. Im Dorf an der polnischen Grenze genügt es zur Täuschung vollkommen, wenn der Held mit dem Gespenst fünf Schritte über die Tenne geht, auf der gespielt wird. „So, jetzt sind wir vor dem Thor; was sagen Sie nun?“ Eine Scheibe von Seidenpapier, mit einer Laterne dahinter, markirt dazu den Mond. In der wohlhabenderen Kreisstadt vier Meilen davon ist man auf der Galerie bei solchem Vorgang auch noch leidlich unterhalten, im Parquet bereits empört über den „Mangel an Natürlichkeit“; man lehnt es ab, auf solche „Näpchen“ hineinzufallen. Hier muß der Mond schon unbedingt durch eine echte Schweinsblase, mit einem echten Talglicht darin, vorgestellt werden; sonst verliert die gebildete Zuschauerschaft in den „Näubern“ plötzlich „allen Antheil“. Und in der Metropole? Da habe ich mit eigenen Augen gesehen, wie Mundwinkel bis auf die Kravatte heruntergezogen wurden, weil in Anzengrubers köstlichem „Feing'sunden“ in den aufgehenden Mond nicht mit schwarzer Kreide der „Mann im Monde“ nachgezeichnet war. Diese Schweinsblase da oben! Entsetzlich! Ruß man da nicht „allen Antheil“ verlieren? Für so weit Vorgefertigte darf „Feing'sunden“ eigentlich nur noch an hellen Winternächten gespielt und das Theaterdach muß dazu abgedeckt werden, damit der Mond vom Himmel geraden Weges in den

Ersten Rang hineinschieben kann. Dann mimen wirkliche Papierschneipel höchst naturgetreu den fallenden Schnee.

Man sieht, der ganz echte Realismus ist unserer Kleidung vergleichbar: je mehr man anzieht, desto mehr verweicht man sich. Zuletzt frieren die Leute im Pelz an Sommertagen. Wollen wir da nicht lieber den richtigen Sprachgebrauch einführen und das Ding, dem die Theaterdirektoren so sehr, zu ihrem eigenen Schaden, entgegenkommen, statt Realismus vielmehr „Mangel an Fusionsfähigkeit“ nennen oder „Verbrauchtheit“ oder „Unlust am Trug“? Diese Unlust, sich täuschen zu lassen, hat, seit 1888 anwachsend, leider auch die Fabel höchst ungünstig beeinflusst. Früher galt als wahrscheinlich, was möglich und in der Welt schon beobachtet worden war. Ein Realist vom inneren Zirkel rechnet anders. Caesar lebte ungefähr zwanzigtausend Tage; nur an einem einzigen Tage wurde Caesar ermordet: es ist also zwanzigtausendmal wahrscheinlicher, daß Caesar lebte. Sein Tod hat etwas „ganz Unwahrscheinliches“ und darf auf einer Bühne, die den Titel „modern“ verdienen will, unbedingt nicht zur Darstellung kommen. Nur das ganz Triviale, stets Dagewesene, sich immer Wiederholende sollte der Darstellung würdig sein.

Wir schienen die alten Puritaner wieder am Werk, die in England die Theater schlossen, weil die Dichter „lügen“. Da versuchte ich, durch mein Buch den wunderlichen Heiligen zuzurufen: „Habt Euch doch nicht so! Der ganze Kram, den Ihr auflicht, ist nicht bloß mehrfach dagewesen, er ist auch noch genau so lebend wie früher!“ Der nicht sehr glückliche Titel mußte der zweiten Auflage bleiben, aber ein paar Kapitel vom Dialog und von den Rollen, auch das von der gesunden und giftigen Bühnenkost, sind neu. Sie möchten der dramatischen Werkstatt ihre Schwierigkeiten nicht etwa nehmen, sondern im Gegentheil, sie recht verdeutlichen.

Vahr i. B.

Dr. Robert Dessen.



Drei Briefe.

in Kaufmann, der die südamerikanischen Zustände kennt, schreibt mir:

„Artikel 6 des von Deutschland und Venezuela unterzeichneten Protokolls lautet: ‚Die venezolanische Regierung verpflichtet sich, die zum größten Theil in deutschen Händen befindliche fünfprozentige venezolanische Anleihe von 1896 zugleich mit ihrer gesammten auswärtigen Schuld in befriedigender Weise neu zu regeln. Bei dieser Regelung sollen die für den Schuldendienst zu verwendenden Staatseinkünfte unbeschadet der bereits bestehenden Verpflichtungen bestimmt werden.‘ Das sind sehr vage Versprechungen und man darf mit Sicherheit annehmen, daß diese Neuregelung, selbst wenn der venezolanische Kongreß, der ja das ganze Protokoll noch genehmigen muß, ihr zustimmt, sich noch sehr lange verzögern wird. Wahrscheinlich wird sich das Schiedsgericht im Haag mit der Frage der im Besitz der Diskontogesellschaft befindlichen fünfprozentigen Anleihe von 1896 zu beschäftigen haben; denn die englischen Eisenbahngesellschaften, die aus dem Ertrag dieser Anleihe für die Ablösung der venezolanischen Zinsengarantien entschädigt werden sollten, haben den

Wunsch, die venezolanische Regierung solle die Diskontogesellschaft dafür verantwortlich machen, daß sie die Anleihe nicht begeben hat. So lange diese Anleihe nicht von der Diskontogesellschaft zur öffentlichen Subskription aufgelegt wurde, konnten die auf das Gelingen der Emission angewiesenen englischen Eisenbahngesellschaften natürlich ihr Geld nicht erhalten. Der Streit dreht sich also darum, daß die Diskontogesellschaft nicht, wie sie, wenigstens nach Ansicht der englischen Interessentkreise, kontraktlich verpflichtet war, die Emission der von ihr zum Kurs von 80 übernommenen Anleihe im Betrag von fünfzig Millionen Bolivares Gold rechtzeitig bewirkte, sondern sie ad calendas graecas verschob. Und die Gegner der Diskontogesellschaft stützen sich dabei auf die folgenden Thatfachen. Das vom Kongreß am neunten April 1896 erlassene Gesetz ermächtigte die Regierung, eine Anleihe von 50 000 000 Bolivares abzuschließen. Artikel I bestimmt, daß deren Produkt folgende Verwendung finden soll: 1. Die den Eisenbahngesellschaften bis Ende 1895 geschuldeten Beträge zu bezahlen. 2. Für die Aufhebung der bestehenden Zinsgarantien zu bezahlen. 3. Für den Erwerb einer oder mehrerer Eisenbahnlinien. 4. Zur Unterstützung des Baues der Centralbahn bis Santa Lucia. Artikel II bestimmt: wenn sich ein Ueberfluß ergeben sollte, so könne die Exekutive darüber für irgend eine bringende Angelegenheit verfügen. Artikel III sagt, die Anleihe habe durch eine Emission von 50 000 000 Bolivares zu erfolgen, die zum Mindestkurs von 80 durch die selbe kontrahirende Bank bewerkstelligt werden solle.

Natürlich hatte die Regierung, bevor sie den Gesehentwurf einbrachte, sich mit allen Eisenbahngesellschaften, auch mit der deutschen, verständigt. Am fünfzehnten April 1896 wurde zwischen der Regierung von Venezuela und dem Vertreter der Diskontogesellschaft in Caracas, Herrn Knoop, ein formeller Anleihevertrag unterzeichnet, aus dessen Inhalt hier das Wesentlichste wiedergegeben sei. Artikel 1: Die Regierung wird dem Direktorium der Diskontogesellschaft sofort bei Unterzeichnung des vorliegenden Vertrages einen Generaltitel einhändigen über die Gesamtsumme der Anleihe von 50 000 000 Bolivares Gold (Interessen vom ersten Januar 1896 an), verzinslich zu 5 Prozent und mit 1 Prozent Amortisation p. a. Diese Anleihe ist hierdurch von dem Direktorium der Diskontogesellschaft zum Preis von 80 gezeichnet vermittels einer Emission von 50 000 000 Bolivares, die die Diskontogesellschaft in Titeln au porteur unter der Bezeichnung Venezuela-Anleihe von 1896 begeben wird. Artikel 4: Aus diesen 50 000 000 Bolivares hat das Direktorium der Diskontogesellschaft 36 000 000 Bolivares in Titeln zu erhalten und damit zu zahlen: A. der deutschen Großen Venezuela-Eisenbahngesellschaft Alles, was ihr die Regierung in Bezug auf die siebenprozentige Zinsgarantie bis Ende 1895 (7 299 738 Bolivares) schuldet, und für die vollständige Befreiung der Regierung aus ihrer Verpflichtung einer Zinsgarantie in künftigen Zeiten, in Summa 26 000 000 Bolivares. B. sich selbst (der Diskontogesellschaft) die Kommission für die Anleihe und alle anderen auf die Emission entfallenden Spesen. Sobald die in diesem Artikel erwähnten Zahlungen geleistet sind, soll die Verpflichtung der Diskontogesellschaft in Bezug auf die 36 000 000 Bolivares als erfüllt angesehen werden. Artikel 5 bestimmt, daß der Rest von 14 000 000 Bolivares zur Verfügung der Regierung für die Abrechnung der Forderungen der anderen Eisenbahngesellschaften bleiben soll. Der Vertrag über den Dienst der Anleihe bestimmt: Artikel 1: daß das Direktorium der Diskontogesellschaft den Dienst der Anleihe mit 5 Prozent Zinsen und 1 Prozent

Amortisation besorgen wird; Artikel 2: daß die Vergütung an die Diskontogesellschaft in $\frac{1}{2}$ Prozent auf den nominellen Betrag der ausgelosten Titel und 1 Prozent auf den nominellen Betrag der Zinsabschnitte (wenn fällig und bezahlt) bestehen wird; Artikel 3: daß die Diskontogesellschaft irgend welche anderen Banken und Agenturen aus der erwähnten Vergütung für den Anleihebienst zu befreidigen hat. Artikel 4, 5, 6, 7 und 8 sind ohne besonderes Interesse. Artikel 9 sagt im spanischen Text: „El Disconto hará la emision de este emprerito, llevando á cabo su cotizacion en los Bolsas de Berlin, Londres y Paris, cuando lo crea conveniente.“ Zu Deutsch wörtlich: Die Diskontogesellschaft wird die Emission dieser Anleihe machen, indem sie deren Notizung an den Börsen von Berlin, London und Paris zu dem ihr geeignet scheinenden Zeitpunkt bewirkt. Um diesen Artikel namentlich handelt sich bei der Behauptung der englischen Interessenten und des konsularischen Vertreters Venezuelas in England, die Diskontogesellschaft habe die Anleihe von 1896 nicht rechtzeitig emittirt, wie sie sich doch durch den Kontrakt verpflichtet habe. Das wird aus ganz bestimmten und verständlichen Gründen gerügt.

Aus dem Rest von 14 000 000 Bolivares hatten für Aufhebung der künftigen Zinsgarantien zu erhalten:

die South Western of Venezuela (Barquisimeto) Railway Cy.	1 300 000 Bolivares
die Caronero Railway and Navigation Cy.	800 000 „
die Guanta and Neveri Railway Cy.	1 500 000 „
die Cie. française des Chemins de fer Venezuelens	4 450 000 „

Die mit den drei englischen Gesellschaften abgeschlossenen Vereinbarungen hatten folgenden Wortlaut: „Und zu diesem Zweck (Aufhebung der Garantie) übergiebt die Regierung in Ausführung des Gegenwärtigen dem Vertreter der . . . Company eine Anweisung auf die Direction der Diskontogesellschaft und zu Gunsten der . . . Company, so daß sie von dieser Bank in Berlin innerhalb des Zeitraumes von sechs Monaten, von diesem Datum (achtzehnten April 1896) an gerechnet, die Summe von . . . Bolivares in Titeln der besagten Venezuela-Anleihe erhalten könne; diese Anweisung ist als in ordro gegengezeichnet durch den Vertreter der Diskontogesellschaft in Caracas.“ Der Anleihevertrag enthalte die Bedingung, daß die Emission zu erfolgen habe; und da ein Termin nicht genannt sei, dürfe man annehmen, daß der Unterzeichnung des Vertrages die Emission sofort zu folgen habe. In jedem Fall beweiße der mit den englischen Eisenbahngesellschaften vereinbarte Termin von sechs Monaten, daß Emission und Notizung innerhalb dieses Zeitraumes erwartet wurden. Die Ansicht der Diskontogesellschaft, der Zeitpunkt der Emission und Notizung sei ganz ihrem Belieben anheimgestellt, sei unannehmbar, eben so das Argument der Diskontogesellschaft: „bevor eine Emission gemacht werden konnte, wäre es für den Kredit Venezuelas nöthig gewesen, eine stärkere Stellung einzunehmen“; denn sie war vollständig von der Lage des Landes und seinem Kredit unterrichtet, als sie im April 1896 die Anleihe und deren Emission und Dienst übernahm. Die Lage in Venezuela sei im Jahr 1896 günstig gewesen, die Regierung habe den Dienst ihrer Anleihen zahlen können und auch für die fünfzig Millionen-Anleihe noch wenigstens während eines Jahres bezahlt. Außerdem seien der Diskontogesellschaft von der venezolanischen Regierung doch nicht 10 000 000 Bolivares als Kommission und Emission-Spesen zugesprochen worden, damit sie nichts thue; wenn sie nachträglich der deutschen Großen Venezuela-Eisenbahngesellschaft diese 10 000 000 Bolivares auch überwiesen habe, so sei Das eine Sache für sich, die mit der Emission

nichts zu thun habe. Daß die Diskontogesellschaft sich 1896 weigerte, ihren Verpflichtungen gegen Venezuela nachzukommen, hatte nach englischer Auffassung einen sehr triftigen Grund: das Institut des Herrn von Panseman habe sich, sagt man in England, überzeugt, daß für ihre Vorschläge die londoner City nicht zu haben war“.

Ein Philologe schreibt mir:

„Vor siebenundzwanzig Jahren machte ein Artikel Romm Jens über die Mißbräuche der Promotionen in absentia ziemliches Aufsehen; ein Erlaß des preussischen Kultusministers lehnte aber in dem selben Jahr, eine Vereinbarung mit anderen, nichtpreussischen Regierungen oder Universitäten über das Promotionwesen ab. Nun liest man neuerdings, daß eine einheitliche Promotionordnung in Deutschland — wenigstens für die philosophische Fakultät — geschaffen werden solle. Die Bottschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube. Denn gerade in kulturellen Fragen zeigt das ‚einige‘ Deutschland einen vielbelächelten Partikularismus, der bei der Einführung des neuen ‚Dr. ing.‘ Titels eben erst wieder zum Vorschein kam.“

In dem akademischen Jahr 1894/5 wurden an deutschen Universitäten 1994 Doktoren fabrizirt, 1899/1900 dagegen 2266. Man sieht: die Nachfrage nach diesem geistigen Artikel ist heute sehr groß. Aber diese Nachfrage ist nicht an allen Universitäten gleich lebhaft. Die Güte des Fabrikates kann offenbar nicht verschieden sein, aber sehr verschieden sind die Preisnotirungen und die Kaufbedingungen. Man kann nachgerade behaupten, der unlautere Wettbewerb habe sich auch in die Hallen der Wissenschaft eingeschlichen. Weniger wichtig als die Bezugspreise scheinen die Bezugsbedingungen zu sein. Und auf diesem Gebiet kann man von Einheit beim besten Willen nicht reden. Während manche Hochschulen — meist die mit den besten Kräften ausgestatteteten und deshalb besuchtesten — an die Doktoranden gebührend hohe wissenschaftliche Anforderungen stellen, lassen andere, schwachbesuchte, ‚mit sich reden‘: man verzichtete auf die Vorlegung der gedruckten Promotionschrift, auf das Rigorosum, das mündliche Examen, man nahm Disertationen an, die von anderen Hochschulen zurückgewiesen waren, man promovirte persönlich Abwesende auf schriftliche Bestellung hin, man verzichtete mitunter sogar auf jedes wissenschaftliche Mäntelchen, — doch niemals auf die Tazze. Die Tazze ist das einzig Einheitliche in dem bunten Vielerlei. Doch mag uns ein Trost sein, daß es früher auch schon so war, wie uns E. G. Hoppelius in seinem ‚Akademischen Roman‘ (1690) verräth: ‚Man läßt den Herrn Kandidaten nicht gern entzahnappen, er möchte sich sonst auf einer anderen Akademie angeben: so ging das schöne Accidens aus der Nase.‘ Das schöne Accidens war früher ein fetter Doktorshmaus; über die Kosten belehrt uns ein reizender Kontozettel von Zacharias Hermann, der 1611 in Frankfurt a. O. zum Dr. theol. promovirt wurde:

Für allerley Sammet, der den Professoribus ausgeteilet worden	55 Rthlr 18 gr.
Für bernauiß, zerster und fürstenwaldißh Bier	53 R 20 gr.
Für zehnung auf die Kasse und Knechte	53 R 12 gr.
Für Handschuh in der Promotion	38 R 14 gr.
Für Konfekt auf die Examina	31 R 6 gr.
Für Brot und Semmeln	10 R —
Für Fleisch, Fische, Wildpret, Hühner und andere Speisen	89 R 24 gr.

Summa: 591 R 12 gr.

Man denke an die jämmerliche Bezahlung der Professoren damaliger Zeit und man wird ihnen das ‚schöne Accidens‘ immerhin noch gönnen. Aber auch heutzutage sind die Lagen keineswegs allzu niedrig bemessen.

Lassen wir die Statistik sprechen. 1896/97 wurden auf den 10 preussischen Universitäten im Ganzen 928, auf den 3 bayerischen 733 Studenten promovirt. 10 : 3 — 10 : 8. In dem selben Jahr promovirten die größten Universitäten Berlin, München, Leipzig, Bonn 237 bezw. 220, 177 und 89; die kleinste Hochschule Deutschlands, Erlangen, 332. Doctores juris wurden in Berlin 20, München 13, Breslau 10, Leipzig 2, Würzburg 4; in Erlangen dagegen 177, mehr als die Hälfte aller (344) juristischen Doctoren Deutschlands. Während gewöhnlich die Promovenden sich der nächsten Landesuniversität zuwenden, waren von den 332 Doctoren Erlangens 139 nicht Bayern. Nach dem gedruckten Dissertationverzeichnis holten sich 1896/97 die Herren Referendare aus Berlin, Düsseldorf, Hannover, Solmar, Trier, Alsted, Adln, Rülstein, Duisburg, Blankenese, Hamburg u. s. w. aus Erlangen ihren Doktorhut. Man mißte stolz sein auf diese Hochschule, die Schüler von dem höchsten Norden, aus Nordost und Nordwest anzicht; aber sie saugten nie an den Brüsten der Alma Erlangensis, sondern ließen sich dort nur betiteln. Als man vor einigen Jahren diese Mißstände zu enthüllen versuchte, erließen die Erlangenses ein gewaltiges Protestschreiben; und Alles blieb beim Alten. Unter den 8801 Hörern Berlins wurden 1898/99 promovirt: 156; von den 482 Hörern Rostocks: 104; von den 1089 Hörern Erlangens: 225. In dem selben Jahr kamen im Ganzen 448 Doctores juris zur Welt. Davon erzeugte Heidelberg allein 119, Erlangen 115, Greifswald 58, Berlin 9; Greifswald bei 879, Berlin bei 8800 Hörern. Zu Medicinæ Doctores wurden 758 befördert; davon fielen auf Kiel (mit 878) Hörern) 100, auf Würzburg (mit 1300) und München (mit 4200) je 83, auf Berlin (mit 8801 Hörern) 44. Dr. phil. wurden über 1000 fabrizirt; in Leipzig bei 3500 Hörern 108, in Erlangen bei 1089 Hörern 66. Diese Ziffern sollten zum Nachdenken anregen.

Alle Proteste können nicht die Thatfache erschüttern, daß die Höhe der Promovirtenzahl in umgekehrtem Verhältniß zu der Hörerziffer steht. Da nun der Dokortitel auch von der kleinsten Universität nicht gratis verliehen wird und die Unkosten so ziemlich auf der gleichen Stufe sich bewegen, so bleibt nur das Eine übrig: die Anforderungen sind verschieden. Berlin verlangt, zum Beispiel, offenbar mehr als Erlangen. Da aber dem ‚Doktor‘ Niemand ansieht, ob er in Dingsda oder in München rito erstanden ist, wird der sauer erworbene Grab heute schon eben so niedrig taxirt wie der spielend gekaufte. So fehlt es auch jetzt gar nicht an Stimmen, die über den ganzen ‚Popf‘ verächtlich die Nase rümpfen oder das Ganze für eitel Humbug erklären. ‚Los zu werden den alten Popf, ist ein vernünftig Begehren‘, meint Weibel; und es ist wahrlich Zeit, den Popf wie den Mißbrauch zu beseitigen, die der an sich berechtigten akademischen Ehre anhaften. Man schaffe also zunächst eine einheitliche Prüfungsordnung für alle Fakultäten. Können sich die Universitäten selbst nicht reinigen, so helfe der Staat nach. Jede mißbräuchliche Anwendung der Prüfungsordnung werde mit zeitweiligem Verlust des Promotionrechtes bestraft. Man verleihe den Dokortitel nur für werthvolle, gediegene wissenschaftliche Leistungen, deren Approbation der Referent mit seinem Namen zu decken hat. Man schneide die letzten Zipfelfchen des mittelalterlichen Popfes ab: die beschäftigten Thesen, das Spiel mit den verabredeten Opponenten, dem lateinischen Schwulst der sponso und des

Diplomes; wie man die Ueberreichung des vieredigen Hutes, des Ringes und den Friedensfuß längst fallen ließ, verzichtete man auch auf die lächerlichen Attribute, die heute noch in der Mode sind. Man lasse die phrasenhaften Anachronismen der Diplome, zum Beispiel: „gradus Doctoris cum omnibus privilegiis atque immunitatibus eidem adnexis“, da all die Privilegien und Steuerfreiheiten des Mittelalters längst mit dem Reichsdeputationshauptschluß hingschwunden sind. Man erniedrige vor Allem die Tazen, befreie besonders hervorragende Arbeiten ganz von ihnen: dann wird die Doktorwürde bald überhaupt nicht mehr „ein unnütz Gepränge müßiger und stolzer Leute“, sondern „ein Stand der Kenntnisse und der Ritterstand des Vermögens“ sein.*



Aus dem Brief eines entampten Diplomaten:

„Siebt es noch große Männer? Ja. Einen sicher: den Freiherrn Speck von Sternburg, der in Washington jezt das Deutsche Reich vertritt. Das ist ein Mann von vielen Graden. Kaum war er ernannt, da empfing er auch schon amerikanische Journalisten und öffnete ihnen seines Herzens Schrein. Spricht ganz wie ein Yankee von der smartesten Sorte. Vom indischen Generalkonsul bis zur Botschaft in Roosevelts Reich: Sechsfußsprung, he? Union großartiges Land; kenne es wie meine Tasche. Wunderbares Volk; überhaupt enorm. Monroe-Doktrin? Deren eifrigste Verfechter sind wir ja, der Kaiser und ich. Bismarck hätte mich nicht ernannt, weil meine Frau Amerikanerin ist? Lieber Herr: Bismarcks Ansicht ist in diesem Punkt nach heute herrschenden Begriffen recht antiquirt. (Wörtlich.) Gerade mein Ehebund sprach für mich; denn ich sehe meine Aufgabe darin, die Interessen der Vereinigten Staaten nicht minder energisch als die meiner Heimath zu vertreten. Na, man wird sich zu Hause wundern, wenn man erst sieht, was ich drüben leistete. Das Alles wurde gedruckt. Zu Hause wunderte man sich wirklich: daß der rebselige Herr nicht, ehe er noch in New-York gelandet war, zurückberufen und als völlig unbrauchbar vom Dienst entbündet wurde. Mit diesem Typus waren wir doch vor der Aera Bälow noch nicht beglückt worden. Daß der Herr verächtlich von Bismarcks ‚antiquirten‘ Ansichten redet, mag er für zeitgemäß halten; daß man mit plumpen Schmeicheleien aber den sehr selbstbewußten, sehr skeptischen Amerikaner nicht fängt, sollten, nach so vielen beschämenden Enttäuschungen, selbst harthörige Leute nachgerade begriffen haben. Ober nicht? Der Mann, der erklärt hat, als Gesandter müsse er auch die Interessen des Landes vertreten, bei dem er beglaubigt sei, sibt noch immer als deutscher Geschäftsträger in Washington. Das wäre zu meiner Zeit denn doch unmöglich gewesen.“

Ist ja auch heute. Der Briefschreiber war nur zu ungeduldig. Herr Speck von Sternburg ist eben mißverstanden worden; von all den vielen Journalisten, die er zu sich kommen ließ, völlig mißverstanden. In der Norddeutschen lasen wirs. Er hat dem lieben Bruder Jonathan nicht geschmeichelt, Bismarcks Ansichten nicht antiquirt genannt, nicht gesagt, er werde die Interessen der Vereinigten Staaten mit dem selben Feuereifer wie die Deutschlands vertreten. Das Alles haben die Zeitungschreiber, Kommandirende Generale von drüben und Gemeine von hüten, sich einfach aus den Pfötchen gesaugt. Gräßlich. Beinahe hätten die Deutschen geglaubt, der für die Handelspolitik wichtigste Posten sei einem eiflen Schwäpfer anvertraut worden.